Ausgabe B
Vertr.-Kennz. I J 5527 E

Ostpreußen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 7 | Juli 1960 | Einzelpreis 0,50 DM / 11. Jahrgang

„Sprachen-Babel" in Süd-Ostpreußen

Ordnung der Masuren Vorbild der Neusiedler

„. . . Die babylonische Sprachverwirrung hier geht einer ganz anderen Lösung entgegen als der Turmbau zu Babel in der biblischen Geschichte. Wenn es auch nicht immer einfach ist, so festigt sich unser Turm zu Babel in zunehmendem Maße." — Mit diesen Sätzen faßt der polnische Journalist L. Orlick im Allensteiner „Glos Olsztynski" einen Bericht über seine Beobachtungen in zwei Gemeinden des Kreises Sensburg (Ukta und Neu-Ukta) zusammen. Er kommt damit allerdings zu einem völlig anderen Ergebnis, als es seine vorangegangenen Schilderungen vermuten lassen bzw. ergeben.

Orlik geht aus von den Verhältnissen in Ukta und Neu-Ukta früher. Alteingesessene Bewohner hätten ihm erzählt, daß hier „schon immer" mehrere Sprachen gesprochen worden seien: Russisch (von den Angehörigen der sogenannten Philiponen-Sekte), Jiddisch, „Masurisch" und Deutsch, wobei sich der letztgenannten Sprache „auch alle anderen Nationalitäten bedienten". Heute sei es nicht viel anders als früher, mit dem Unterschied allerdings, daß „mehrere polnische Dialekte hinzugekommen" seien. „Verschiedene Zungen, verschiedene Konfessionen, verschiedene Menschen — sie ergeben einen wirklichen Turm zu Babel!" bemerkt der Autor sodann, um wörtlich fortzufahren: „Derjenige, der in Ukta einem deutschsprachigen Jungen begegnet, könnte annehmen, es handele sich um den Sohn eines Masuren — und er würde doch sehr irren. Ein nicht geringer Teil der Neusiedler-Kinder beherrscht nämlich die deutsche Sprache."

Wie es dazu gekommen sei, beschreibt Orlik sodann recht langatmig, indem er bemerkt, daß sich die Kinder der Einheimischen und der Neusiedler durch ganz praktische Gesichtspunkte hätten leiten lassen: sie hätten jeweils die Sprache der anderen gelernt. Es werde heute in Ukta ein „regelrechtes deutsch-polnisches Kauderwelsch" gesprochen, man singe deutsche, polnische und russische Lieder „durcheinander", und das tägliche Zusammenleben ergebe auch eine Reihe weiterer Kontakte.

Gegensätze und auseinanderklaffende Meinungen machten sich hingegen vorwiegend in wirtschaftlichen Bereichen bemerkbar. So wird z. B. die Ansicht eines Masuren wie folgt wiedergegeben: „Die Einheimischen beanstanden am meisten das Fehlen jeder Ordnung bei den Neusiedlern. Diese lassen das Vieh ohne Aufsicht herumlaufen, sie verwenden schlechtes Saatgut, und so kann sich das Unkraut auch auf den angrenzenden Feldern ausbreiten ..." Immerhin hätten sich — so schwächt der polnische Journalist diese Klassifizierung ab — inzwischen so manche der zugereisten Familien akklimatisiert und die Wirtschaft bzw. Ordnung der Masuren zum Vorbild genommen; es gebe heute bereits Freundschaften, die noch vor einiger Zeit unvorstellbar gewesen wären — sie basierten jedoch durchweg auf der gleichen oder einer ähnlichen Einstellung gegenüber den wirtschaftlichen Erfordernissen des Landes.

Im Ergebnis seiner Betrachtungen kann der polnische Verfasser seine Besorgnisse hinsichtlich der Rückständigkeit der in den Nachkriegsjahren in Ostpreußen angesiedelten Bevölkerung gegenüber den Einheimischen nicht verhehlen. Er bemerkt vielsagend am Schluß seiner Betrachtungen, daß er „die bestehenden Schwierigkeiten und Gegensätze nicht besonders herausstreichen" wolle, denn sie könnten das Bild nur verwirren und seien im übrigen auch „weniger charakteristisch als die Fortschritte" in und um Ukta.



Heimat heute *Die Zedlermole von Kahlberg, an der einst die Passagierschiffe von Elbing, Danzig und Königsberg anlegten, ist heute völlig versandet und dient lediglich kleinen Fischerbooten für den Aalfang als Anlegeplatz.* Foto: Schneege

Besorgnisse um Tannenberg-Feiern

Hotel- und Gaststättenbetriebe für Massenansturm nicht vorbereitet

Je näher die zum 550. Jahrestag der Schlacht bei Tannenberg angekündigten polnischen Großveranstaltungen auf den historischen ostpreußischen Schlachtfeldern rücken, desto größer werden die Sorgen der verantwortlichen Behörden. Wie aus Mitteilungen des polnischen Rundfunks und der polnischen Presse hervorgeht, besteht bisher nicht die geringste Gewähr dafür, daß die im Juli in und um Tannenberg erwarteten Besucher auch nur behelfsmäßig untergebracht und verpflegt werden können.

Bereits mehrfach wurden die Partei- und Jugendorganisationen, die zur Teilnahme an einer Sternfahrt nach Tannenberg rüsten, ebenso wie die Orbis-Ausflügler und Touristen in Prospekten und Rundbriefen aufgerufen, sich „weitgehend selbständig zu machen", d. h. Proviant und Zelte für die gesamte Reise- und Veranstaltungsdauer mitzuführen. „Glos Olsztynski" bemerkt in einem sehr kritischen Bericht über den Verlauf der Vorbereitungen für die Propaganda-Veranstaltungen in Ostpreußen, die in Frage kommenden Hotel- und Gaststättenbetriebe seien „nur sehr unzulänglich oder gar nicht auf den zu erwartenden Massenansturm vorbereitet". Wörtlich schreibt das Blatt: „... Wir verstehen uns selbst nicht mehr ... Aber vielleicht hat das Hauptamt für Körperkultur und Touristik mehr Verständnis für das Dilemma und schaltet sich noch rechtzeitig ein."

In Bezug auf die Betreuung der erwarteten ausländischen Gäste meint „Glos Olsztynski" weniger Grund zur Beunruhigung zu haben, kämen doch viele von ihnen mit eigenen Autos, mit zusammenlegbarem Zeltgerät, ja sogar mit eigener Verpflegung. Es sei allerdings traurig, daß unter diesen Umständen dem Staat beträchtliche Devisen-Einnahmen verlorengingen („... Und das traurigste ist, daß wir selbst dazu beitragen!").

Brandgeschädigte sollen nach Ostpreußen

Einer Meldung der polnischen Telegraphenagentur zufolge ist seitens des polnischen Ministeriums für Landwirtschaft eine Verordnung erlassen worden, die den Umtausch vom Feuer zerstörter, in zentralpolnischen Wojewodschaften gelegener Höfe gegen doppelt so große Höfe im südlichen, polnisch verwalteten Ostpreußen bzw in den nördlichen Kreisen der Wojewodschaft Bialystok regelt. Die brandgeschädigten Bauern wurden aufgefordert, die sich ihnen bietenden „günstigen Gelegenheiten" zu nützen und „möglichst bald Besichtigungsreisen nach den in Frage kommenden Landstrichen zu unternehmen". Sie können dort leerstehende, ihnen zusagende Gehöfte und Ländereien „reservieren" lassen. Die Reisekosten trägt der Staat.

Pläne und Wirklichkeit

In Südostpreußen werden — nach Angaben der Zeitung „Glos Olsztynski" — jährlich ca. eineinhalb Milliarden Zloty für verschiedenste Investitionen ausgegeben. Die Frage der Nutzung und der Zweckmäßgikeit dieser Investitionen steht allerdings auf einem anderen Blatt.

So berichtet B. Lesiewicz in einem längeren — „Investitions-Durcheinander" überschriebenen — Artikel in der gleichen Zeitung über „hunderte von Millionen Zloty, die jährlich allein durch Fehlplanung und Produktionsverluste entstehen". Von 12 im vergangenen Jahre bei einem Kostenaufwand von 5 Millionen projektierten Brunnenanlagen seien nur zwei Brunnen fertiggestellt, von 115 eingeplanten Schulräumen seien nur 83 der Benutzung übergeben worden. Der bereits 1957 in Angriff genommene Neubau einer Ziegelei in Steinbach, Krs. Angerburg, sei bis Ende 1959 noch immer nicht fertiggestellt gewesen, die Kosten des Baues seien von 3,1 ursprünglich veranschlagten Millionen Zloty auf 7,7 Millionen Zloty geklettert.

Ähnlich lägen die Verhältnisse bei anderen Neubauten, speziell auch bei Wohnhäusern. Auf solche Art entstehe ein so weiter Weg zwischen den Plänen und ihrer Verwirklichung, daß oft die Realisierung „durch den Gang der Ereignisse und manche Umstände sowie Veränderungen überflügelt" werden.

Über die verzögerte und mangelhafte Ausführung der Wohnbau-Pläne berichtete die polnische Presse auch aus Oberschlesien. Die Lage sei im Raume Oppeln — so schreibt z .B. „Trybuna Opolska" — deshalb besonders kritisch, weil auch der Reparatur-Plan nur mit 26,4 Prozent erfüllt wurde (bei gleichzeitigem finanziellen Mehraufwand von 3 Millionen Zloty). Anstelle von 3193 reparaturbedürftigen Zimmern konnten nur 837 instandgesetzt werden.

Spezialisten an „falschen" Arbeitsplätzen

Mehr als die Hälfte aller landwirtschaftlichen Fachkräfte im polnisch verwalteten südlichen Ostpreußen stehen an „falschen" Arbeitsplätzen, die mit ihrer Berufsausbildung und ihrer eigentlichen Qualifikation nichts zu tun haben. Das geht aus dem Allensteiner Parteiorgan „Glos Olsztynski" hervor. Das Blatt nennt in diesem Zusammenhang eine Reihe von Beispielen; wir zitieren: 62 v. H. der Zootechniker arbeiten in kulturellen und sozialen Institutionen; 50 v. H. der Gartenbaufachleute sind in der Verwaltung bzw. im Sozialwesen tätig; 70 v. H. der Meliorations-Ingenieure arbeiten ebenfalls in der Verwaltung. Die Zeitung stellt fest, daß diese Situation um so bedauerlicher sei, als viele der Spezialisten offen zugeben, „aus Bequemlichkeit" sich einen Posten gesucht zu haben, der möglichst wenig Verantwortung erfordere.

Als „geradezu beschämend" verzeichnet „Glos Olsztynski" auch die Tatsache, daß jeder fünfte Absolvent einer Landwirtschaftshochschule einen Beruf ergreift, der mit seinem Studium nichts zu tun hat. Auffallend viele Landwirtschaftstechniker gehen z. B. zu den Offiziersschulen ab.

Zentralpolen bietet bessere Chancen

Ergebnis einer Schüler- und Studenten-Befragung / Viele wollen abwandern

Die Polnische Arbeiter-Agentur (Agencja Robotnicza) und die Presse-Agentur West (Zachodnia Agencja Prasowa) führten in den höheren Klassen zahlreicher Lehranstalten sowie in Lyzeen der polnisch verwalteten deutschen Ostgebiete Meinungsumfragen durch, die sich mit der Einstellung der Schüler und Studenten gegenüber ihren Wohnorten und den Zukunftswünschen in bezug auf Wohnsitz und Berufabsichten befaßten. Einige der Hauptfragen lauteten: „Liebst du deine Stadt?", „Wo möchtest du in Zukunft leben und arbeiten?", „Wie siehst du deine Lebens- und Berufschancen a) in den Westgebieten und b) in den zentralpolnischen Provinzen."

Es gingen insgesamt annähernd 2200 Antworten ein. Obwohl die Tendenz der Fragen an sich im einzelnen bereits deutlich auf positive Antworten hinauslief und die Erklärungen der Fragebogen durch die Lehrerschaft in vielen Fällen freundliche Stellungnahmen suggerierten, fällt gleich bei einer ersten Durchsicht der uns vorliegenden Umfragen-Ergebnisse der hohe Prozentsatz unklarer bzw. negativer Antworten auf die verschiedenen Fragen auf. Auch treten in den einzelnen Provinzen sehr beträchtliche Unterschiede der Auffassung in Erscheinung.

Von den 1450 an der Umfrage der Arbeiter-Agentur beteiligten Schülern erklärten nur 30 v. H., an ihrem bisherigen Wohnort auch in Zukunft bleiben und arbeiten zu wollen, 60 v.H. wollen umsiedeln, davon nur 20 v. H. innerhalb der Oder-Neiße-Provinzen. In den Kleinstädten bzw. Landgemeinden war trotz günstigerer Wohnverhältnisse der Prozentsatz der Umsiedlungswilligen bemerkenswerterweise weit größer als in den Großstädten. Jeder zweite der Befragten meinte, es sei in Anbetracht des großen Bedarfs an Fachleuten und Intelligenz in den Oder-Neiße-Provinzen einfacher, vorwärts zu kommen als in Polen. Dennoch war diese Feststellung nicht identisch mit Erklärungen hinsiichtlich des Verbleibenwollens am gegenwärtigen Wohnort.

Viele Schüler sehen bessere Lebenschancen bzw. günstigere Erfolgsaussichten für sich in Zentralpolen („. . . weil es dort bessere Ausbildungsmöglichkeiten bzw. mehr Hochschulen gibt", „. . . weil die Investitionen größer sind" usw.).

Die Presse-Agentur West konnte über 700 Antworten auf ihre Umfrage verbuchen. Während auf die erste Hauptfrage noch 84 v. H. aller Befragten angaben, den Ort, in dem sie gegenwärtig wohnten, mehr oder weniger zu lieben, stellte jeder dritte bzw. vierte Jugendliche fest, später einmal anderswohin ziehen und in zentralpolnischen Wojewodschaften die Arbeit aufnehmen zu wollen. In Allenstein äußerten sogar 57,5 v. H., also weit mehr als die Hälfte der Befragten, indirekt ihre Unzufriedenheit mit den Verhältnissen, indem sie erklärten, die Stadt verlassen zu wollen. Ganz allgemein ergab sich für Ostpreußen mit seiner großen Anzahl alteingesessener Bevölkerung und ukrainischer Neusiedler ein sehr ungünstiges Bild. In und um Bartenstein beispielsweise stellten nur 23 von mehr als 50 Schülern fest, ihren Wohnort zu lieben — fast alle wollen später einmal anderswohin ziehen. Eine Mehrzahl von Umzugswilligen ergab sich auch für die Kreise Bischofswerder, Braunsberg, Deutsch-Eylau und Osterode.

„Rekordimporte" für 1960 erforderlich

Grund: Erwartete Hektarerträge an Brotgetreide niedriger als bisher

Die Volksrepublik Polen, die über die einst hochentwickelten landwirtschaftlichen Überschußgebiete des deutschen Ostens verfügen kann, wird in diesem Jahre „Rekordimporte" an Brot- und Futtergetreide benötigen, um die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln sicherzustellen. Dies erklärten polnische Regi erungsbeamte in Gesprächen mit Vertretern westdeutscher Wirtschaftskreise, die anläßlich der Beteiligung ihrer Firmen an der Posener Messe in der Volksrepublik Polen weilten.

Die polnischen Funktionäre behaupteten in diesen Gesprächen mit Ausstellern aus der Bundesrepublik, daß eine starke Erhöhung des polnischen Importbedarfs an Getreide auf einen angeblichen „sowjetischen Wirtschaftsdruck" zurückzuführen sei, der von Moskau im Verein mit anderen Ostblockstaaten auf Warschau ausgeübt werde. „Infolgedessen" werde die Volksrepublik Polen im Jahre 1960 „die größte Getreidemenge seit 1945" aus westlichen Ländern importieren müssen. Wahrscheinlich werde Warschau auch um Getreidelieferungen aus Westdeutschland bemüht sein.

Die wirklichen Gründe für den außerordentlich großen Importbedarf Polens und der Oder-Neiße-Gebiete gab der Vorsitzende der Planungskommission beim polnischen Ministerrat, Jendrychowski, kürzlich öffentlich bekannt, indem er erklärte, daß im Jahre 1960 mit einer im Vergleich zum Vorjahre um rund 1 Million Tonnen geringeren Getreideernte gerechnet werde.

Jendrychowski teilte dies in der Form mit, daß er voraussagte, es werde der Ertrag je Hektar bestellter Getreideanbaufläche in diesem Jahr um rund einen Doppelzentner geringer sein als 1959. Da die polnische Getreideanbaufläche etwa neun Millionen Hektar beträgt, heißt dies also, daß der „voraussichtliche" Minderertrag gegenüber dem Vorjahr sich auf 900 000 bis eine Million Tonnen belaufen wird. Da der polnische Import an Brot- und Futtergetreide im Vorjahre rund 1,6 Millionen Tonnen betrug, wird er also in diesem Jahre mindestens 2,5 Millionen Tonnen ausmachen. Dies entspricht den „pessimistischen" Schätzungen polnischer Experten aus dem Frühjahr dieses Jahres.

Des weiteren war bereits bekanntgeworden, daß die Sowjetunion sich bereit erklärt hat, die Getreidelieferungen nach Polen in diesem Jahre zu verdoppeln. Diese Menge — es handelt sich um etwa 800 000 Tonnen — reicht aber bei weitem nicht aus, um den polnischen Importbedarf zu decken.

Der „Pressedienst der Heimatvertriebenen" bemerkt hierzu, daß die riesige Zunahme des polnischen Importbedarfs an Getreide also nicht auf irgendeinen „sowjetischen Wirtschaftsdruck", sondern vielmehr auf das Versagen der polnischen Landwirtschaft zurückzuführen ist. Dieses Versagen ist besonders in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten jenseits von Oder und Neisse zu beobachten, die bekanntlich vor dem Kriege über den hohen Eigenbedarf hinaus alljährlich einen Überschuß von rund 1,2 Millionen Tonnen Getreide produzierten, der vornehmlich nach Mitteldeutschland, aber auch nach Westdeutschland „exportiert" wurde.

Zoppot jetzt „Polnische Riviera"

Frühere ostdeutsche Badeorte — Viele Gäste aus den Ostblockländern

In den polnischen Reisebüros der staatlichen Gesellschaft „Orbis" sind umfangreiche Vorbereitungen für die diesjährige Sommersaison getroffen worden. Immer mehr werden auch ehemalige ostdeutsche Kur- und Badeorte in das Urlaubsprogramm einbezogen. Ohne Zweifel gibt es heute schon mehr Auswahlmöglichkeiten als in den vergangenen Jahren.

Neben den bisher bevorzugten Kurorten Zoppot, Misdroy und Henkenhagen hat man jetzt besonders viel Interesse für die pommerschen Kurorte Leba und Stolpmünde gezeigt. Sie sind heute wieder gepflegt und haben einen guten Zulauf. Besonders in Stolpmünde schätzen die Urlauber die Sauberkeit, die unzerstörten Häuser und Villen sowie den schönen breiten Strand. Hier gibt es auch erstaunlich viele Möglichkeiten für die privaten Urlauber. Zahlreiche polnische Neubürger stellen ihre schönsten Zimmer zur Verfügung, um einen Nebenverdienst zu haben. Ähnlich sieht es in Misdroy und Henkenhagen aus.

Maler, Ärzte, Schauspieler und Ingenieure, die vier bis sechs Wochen bleiben und 1000 bis 1500 Zloty monatlich für das Zimmer zahlen, tragen viel dazu bei, daß immer mehr Einwohner der Ostseeküste dazu übergehen, daraus ein Geschäft zu machen. Es überwiegen immer noch die Gewerkschaftsurlauber, die in den früheren, jetzt in Urlaubsheime umgewandelten Hotels und Pensionen wohnen. In fast allen Badeorten der Ostseeküste sind die Kurviertel in den letzten Jahren renoviert, wofür man große Summen aufgewendet hatte.

In Kolberg und Swinemünde, einst bekannte und beliebte Ostseebadeorte, ist es noch recht still. Der Wiederaubau läuft erst an. Bis 1965 sollen auch diese Kurorte soweit hergestellt sein, daß mit einem verstärkten Urlaubsverkehr gerechnet werden kann.

Zoppot wird von vielen Polen als die „Polnische Riviera" bezeichnet. Hier treffen sich Regierungsbeamte, Parteifunktionäre, Schriftsteller und Ingenieure. Das „Grand-Hotel" verfügt über etwa 230 Betten. Es ist eines der wenigen großen Luxushotels an der Ostseeküste. Viele ausländische Kurgäste, die meisten aus den Ostblockstaaten, sind hier anzutreffen. Die Pferderennbahn ist in Betrieb. Es werden auch wieder die früher beliebten Segelregatten veranstaltet. Ein großer Mangel besteht an Speisewirtschaften. Die polnische Stadtverwaltung baut jetzt eine große Speisehalle mit 4000 Sitzplätzen.

In Zoppot wohnen viele Arbeiter, die im Hafen von Danzig und Gdingen beschäftigt sind. Allmählich versucht man, diese polnischen Neubürger in den Arbeitersiedlungen in Danzig unterzubringen.

Produktionsplan der Werften nicht erfüllt

Die unter polnischer Verwaltung stehenden Werften in Danzig und in Stettin und die polnische Werft in Gdingen haben bisher ihre Produktionspläne nur mit Hilfe „großer Unkosten und Verluste" erfüllen können, schreibt die Warschauer Zeitung „Slowo Powszechne". So habe z. B. die Danziger Werft im ersten Halbjahr 1959 über 0,3 Millionen Zloty allein dafür verausgabt, daß Abordnungen der Werft zu einzelnen Zubringerbetrieben mit dem Auftrage entsandt wurden, diese zu einer möglichst termingerechten Lieferung von Einzelteilen zu veranlassen. Des weiteren mußten in sehr vielen Fällen Produktionsfehler und Mängel an gelieferten Teilen und Einrichtungen für die Schiffe mit einem Kostenaufwand in Höhe von 1,2 Millionen Zloty beseitigt werden.

Im Gegensatz zum Vorjahre hat die polnische Schiffsbauindustrie jedoch den Produktionsplan für das erste Quartal 1960 infolge einer „mangelhaften Kooperation" mit ihren Zubringerbetrieben nicht erfüllt.

Voraussichtlich 2 Millionen Tonnen Getreide für 1960

Die Versorgungskrise 1959 in Polen und vor allem in den polnisch verwalteten Oder-Neiße-Gebieten konnte nur durch eine stark erhöhte Einfuhr von Lebensmitteln überbrückt werden. Nach Berichten der polnischen Presse betrug der gesamte Getreideimport Polens im vergangenen Jahr rund 1,7 Millionen Tonnen. In diesem Jahre wird sich die Getreideeinfuhr mindestens auf derselben Höhe halten. Nach Ansicht von Landwirtschaftsexperten in Warschau wird Polen in diesem Jahr voraussichtlich sogar erstmals die Zwei-Millionen-Tonnen-Grenze an Getreideeinfuhren überschreiten, da es in den letzten Wochen zu weiteren Schwierigkeiten bei der Frühjahrsbestellung gekommen ist.

Ferner wurde in Warschau bekannt, daß Polen im letzten Jahr 62 Millionen Devisen-Zloty zusätzlich ausgeben mußte, um die „unvorhergesehene Einfuhr" von 32 500 Tonnen Fleisch und Fett zu bestreiten. Ebenso „unvorhergesehen" war der Import von 550 000 Tonnen Getreide, der einen Devisenaufwand von 17,5 Millione Zloty erforderte. Die ebenfalls nicht eingeplante Einfuhr von 100 000 Tonnen Ölkuchen für die Viehfütterung habe zusätzlich 80 Millionen Devisen-Zloty erfordert. Die Einstellung der Kunstdünger-Ausfuhr habe einen Verlust von 30 Millionen Devisen-Zloty gebracht, während andererseits für die Einfuhr von Pflanzenschutzmitteln zusätzlich weitere 10 Millionen Devisen-Zloty aufgewandt werden mußten.

Zentralgefängnis Stuhm

Insassen: Kriminelle, Politiker und Wehrdienstverweigerer

Südlich Marienburg, im derzeit polnisch verwalteten südlichen Teil Ostpreußens, liegt das Städtchen Stuhm. Seine rund 4500 Einwohner gehen ihrer Arbeit nach, und der Ort würde sich in gar nichts von den übrigen Kleinstädten unter polnischer Verwaltunug unterscheiden, befände sich hier nicht eine Einrichtung, an der das Regime stark interessiert ist: das Zentralgefängnis Stuhm, das bereits zu deutscher Zeit eine Institution für verschärften Strafvollzug war und heute in gleicher Funktion von den Polen fortgesetzt wird.

Das in Form eines „T" erbaute Gebäude faßt rund 2500 Insassen. Etwa 1300 Häftlinge verbüßen sogenannte politische Vergehen, worunter Widerstand gegen die Staatsgewalt, Wirtschaftsvergehen, subversive Tätigkeit und Illoyalität gegenüber der Regierung fallen. Der Rest setzt sich aus Kriminellen aller Kategorien zusammen.

In der rückliegenden Zeit war auch der Zugang von Angehörigen der Zeugen Jehovas wieder stärker, die sich auf Grund ihrer religiösen Einstellugn dem Militärdienst widersetzen und dadurch eine heftige Kampagne der Regierung auf sich zogen. Ihre Strafzeit beträgt zwischen ein bis zehn Jahre. Neben der Wehrdienstverweigerung werden bei ihnen als zusätzliche Vergehen Verteilung religiöser Broschüren westlicher Herkunft und unerlaubter Umgang mit Feinden der Volksdemokratie gewertet.

Zusammenlegung kleinerer Staatsgüter

Die Leitungen der Staatsgüter im polnisch verwalteten südlichen Ostpreußen sind aufgefordert worden, die Produktionserträge und die allgemeine Wirtschaftlichkeit unter allen Umständen zu steigern bzw. die eingeplante Verlustsumme von 15 Millionen Zloty nicht zu überschreiten. Die Wojewodschaftsexekutive der Vereinigten Arbeiterpartei drohte den Verwaltungen der kleineren Staatsgüter mit der Überführung in Großwirtschaften zwischen 1000 und 1500 ha für den Fall, daß es in absehbarer Zeit nicht gelingen sollte, ein rentableres Wirtschaften zu erreichen.

Zahl der Privatfischer nimmt weiterhin ab

Die private Fischerei an der Danziger und pommerschen Küste kann sich nicht entwickeln, da es an Wohnungen für ansiedlungswillige Fischer fehlt, und diesen zu niedrige Preise für die von ihnen gefangenen Fische gewährt werden. Dies wurde in einer Sitzung der Sejm-Kommission für Meereswirtschaft und für Schiffahrtswesen festgestellt. In der Sitzung wurde darauf hignewiesen, daß die Fischer von den zum Ankauf von Fanggerät bestimmten staatlichen Krediten kaum jemals Gebrauch machen können, da sie nicht in der Lage sind, die vom Finanzministerium geforderten Sicherheiten zu leisten. Seit der Bekanntgabe des Ministerratsbeschlusses zur „Aktivierung" der individuellen Fischerei sei denn auch die Zahl der Privatfischer in der „Wojewodschaft" Stettin nicht nur nicht gestiegen, sondern sogar um 35 gefallen. Allein an der Danziger und Kösliner Küste hat sich ihre Zahl vergrößert. Auf der Sitzung der Sejm-Kommission wurde es als erforderlich bezeichnet, den Fischfang an der Küste „rentabler" zu gestalten. Für die Ablieferung von Edelfischen, wie z. B. von Aalen und Lachsen, sollen hinfort Prämien gewährt werden.

PRESSESPIEGEL

Begriffe allein genügen nicht

„Worte wie Heimatrecht und Selbstbestimmung sind gut und richtig. Es war berechtigt, sie in den Mittelpunkt der landsmannschaftlichen Politik zu stellen. Aber mit Begriffen allein ist es nicht getan. Die Deutschen sind heute, gerade was die verlorenen Ostgebiete angeht, in der Welt ziemlich isoliert. Selbst die Stellungnahmen einiger wohlmeinender, aber einflußloser amerikanischer Kongreßabgeordneter ändern nichts an der Tatsache, daß in der öffentlichen Meinung des Westens nur sehr wenig Verständnis (und viel häufiger glatte Ablehnung) für die politischen Forderungen der Landsmannschaften zu finden ist."

Christ und Welt

Kriegsschuld und Friedensschuld

„Obwohl die Deutschen für den Krieg verantwortlich waren, kann man sie fairerweise nicht für den Frieden verantwortlich machen. Es waren nicht die Deutschen, sondern die alliierten Mächte, die Deutschland teilen und Berlin auf dem trockenen sitzen ließen."

The Observer, London

Der Westen kann nicht beides haben

„In der deutschen Frage müßten sich die Westmächte entscheiden, was ihnen wichtiger sei: Der deutsche Beitrag zur NATO oder die Wiedervereinigung der beiden deutschen Teile. Sie könnten nicht beides haben. Das waren die Schlußfolgerungen zum Problem Deutschland in einem Bericht, mit dem eine neue amerikanische Außenpolitik durch eine Gruppe von demokratischen Mitgliedern des Repräsentantenhauses und außerhalb der Regierung stehender Fachleute gefordert wurde, die der Ansicht sind, daß die bisherige Außenpolitik keine Erfolge erzielt habe. Die weiterdauernde Beteiligung Deutschlands in der NATO bedeute die dauernde Teilung des Landes und den fast unvermeidlichen Verlust Westberlins an die sowzetisch-besetzte Zone, heißt es in dem Bericht."

Abendpost, Chikago

Nur nicht die Wahrheit sagen!

„Was hätte die Konföderation für einen Sinn, in der die eine Regierung in Bonn westlicher als der Westen ist und die andere in Pankow östlicher als der Osten? Wer sollte für diese Konföderation in der internationalen Politik sprechen, wenn Ulbricht und Adenauer in ihren dörflichen Metropolen darüber nachsinnen, wie einer den anderen vom Schemel stoßen kann?

Antwort auf diese Fragen wären am 17. Juni wichtiger als Anklagen, die vom sicheren und satten Boden der Bundesrepublik nun schon routinemäßig über die blutende Grenze gelautsprechert, weder einen Menschen aus den Gefängnissen Ulbrichts befreien, noch einem Bauern seinen Hof erhalten oder einem Handwerksmeister seinen Betrieb.

Aber diese Antwort will von den wirklich Verantwortlichen kein einziger geben, weil er zunächst gezwungen wäre, dem Volke die Wahrheit über den Standort zu sagen, an dem sich die Wiedervereinigungsfrage heute befindet. Und dann müßte er bekennen, daß alle Hoffnungen, die man öffentlich an die in den vergangenen Jahren betriebene Politik in bezug auf die Wiedervereinigung knüpfte, eine Fehlspekulation waren. Er wird keine Antwort geben und auf die Suche nach billigen Ausflüchten gehen, weil diese Wahrheit bitter und enttäuschend bis über die Grenze des Erträglichen hinaus ist, und weil die Lösung der deutschen Frage schon heute ganz klar in eine Richtung weist, die kaum auf Frieden gegründet sein kann."

Fuldaer Volkszeitung

Teure Schlamm-Kur

„Anstatt diesem, wie er meint, lendenlahmen, keiner idealistischen Regung mehr fähigen Volk resolut den Rücken zu kehren, bleibt er (Schlamm) im Lande und ernährt sich reichlich von der Verbreitung seines tröstendes Rates, wonach bequeme und kriegsmüde Haufen durch neuerliche Um- und Rückerziehung in feurig schimmernde Avantgarden der Kriegsbereitschaft verwandelt werden könnten. Man sagt, bestimmte Kreise hätten es sich bereits 3,5 (dreieinhalb) Millionen kosten lassen, um diese Schlamm-Kur an die Kundschaft zu bringen."

Süddeutsche Zeitung, München



Schriftleitung: E. Knobloch. Verlag: Eichland-Verlag, Göttingen, Maschmühlenweg 8/10 Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032 Postscheckkonto Hannover 126 725. J. Guttenberger, Braunschweig.

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe. Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung. Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1.50 zuzügl 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. In Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22. Tel.: 37 68. Postscheckkonto: Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

Ostpreußens Ackerland wird aufgeforstet

10 Millionen Bäume auf Brachländereien / Erweiterung der Oberforstbezirke

Nach einer „fortschrittlichen sowjetischen Methode" aus dem nördlichen Ostpreußen verfahren nun auch die polnischen Behörden im Süden dieser Provinz: so wie von den Russen in Natangen tausende Hektar unbebauten Landes in Wälder verwandelt wurden, so beginnt man jetzt im Ermland und in Pogesanien bei den Polen mit der Aufforstung von Brachland!

Wir sind in der Lage, über diese Vorgänge eine Reihe von Einzelheiten mitzuteilen. Die für Ost- und Westpreußen zuständigen polnischen Behörden in Danzig und Allenstein haben eine Übereinkunft erzielt, fünfzig Prozent des am 15. Mai 1960 vorhandenen Brachlandes innerhalb von zwölf Monaten aufzuforsten! In dieser ersten Periode wird man ausschließlich früheres Ackerland, das zum Teil seit Jahren nie mehr bestellt worden ist, in Wälder verwandeln. Die Aufforstung von versumpften oder versauerten Weiden ist für die Jahre 1961 bis 1963 vorgesehen.

Die „Beseitigung" des Acker-Brachlandes wird für die beiden „Woiwodschafts"-Verwaltungen immer dringlicher, weil die Warschauer Regierung ihre Subventionspolitik für die Landwirtschaft von der Verringerung brachliegender Flächen abhängig macht. Da nun in 15 Jahren alle Versuche in Ostpreußen fehlgeschlagen sind, den Umfang des unbearbeiteten Kulturlandes herabzusetzen, indem man mehr Bauern ansiedelte, war man nach neuen Methoden zu suchen gezwungen. In diesem Stadium entsann man sich sowjetischer Maßnahmen jenseits der ostpreußischen Demarkationslinie. Obwohl man sich in Warschau natürlich die Verringerung der umfangreichen Brachländereien ganz anders vorgestellt hat — nämlich durch eine Rekultivierung — und auch in dieser Richtung Anweisungen gab, sind die jetzt in Danzig und Allenstein getroffenen Maßnahmen sehr fragwürdig. Sie scheinen aber zumindest die stillschweigende Zustimmung der Regierung gefunden zu haben. Den polnischen Funktionären in Ostpreußen bleibt einfach kein anderer Ausweg, um das unbearbeitete Kulturland aus der Welt zu schaffen. Sie wollen ganz neue Waldbezirke schaffen, die für viele Teile der Provinz die Verhältnisse vor der Kolonisation wiederherstellen!

Umfangreiche Aufforstungen sind rings um Wormditt vorgesehen. Diese Stadt an der Drewenz inmitten des Ermlandes soll zukünftig ein „Forst-Zentrum" werden und eine neue Oberförsterei erhalten, die sich nur mit den Neuanpflanzungen beschäftigt. Indirekt bestätigen die Polen damit, daß es also rings um diese Kleinstadt gewaltige Brachlandgebiete geben muß. Die vor kurzem auf polnischen Fachkonferenzen diskutierten Pläne sehen in diesem Bezirk folgendes vor: „Vereinheitlichung" des Waldbezirkes Ost zwischen Wormditt und Heilsberg. Als Aufforstungszentrale ist dabei die kleine Ortschaft Freimarkt vorgesehen. Eine Reihe von Siedlern, die der Landwirtschaft seit langem müde sind, soll hier als Waldarbeiter eingestellt werden. Im wesentlichen geht es um die Aufforstung der Ackergebiete nördlich und südlich Freimarkt sowie westlich von Heilsberg.

Der hier weiter vorgesehene Waldbezirk Nord reicht nördlich von Wormditt über Mehlsack hinaus bis fast an die Demarkationslinie nach Nord-Ostpreußen. In Form eines Keiles, dessen Breite an der Demarkationslinie liegt, soll dieses Gebiet den Raum zwischen Deutsch-Thierau und Arnstein im Norden und Wormditt im Süden umfassen. Hier sind allein vier neue Forstämter zusätzlich zu den bereits bestehenden notwendig! Man wird Ackerland aufforsten, auf dem vor der Vertreibung tausende deutscher Bauern eine gute Existenz hatten! Unter der polnischen Verwaltung gelang hier nie eine durchgehende Besiedlung. Vielmehr wanderten erst in der letzten Zeit einige der wenigen Siedler ab und vergrößerten auf diese Weise die Brachlandflächen.

Der Waldbezirk West ist ebenfalls sehr groß. Er reicht bis Schlobitten und umfaßt beiderseits dieser Linie viele Ortschaften. Aufforstungszentren sind hier die Äcker der Gemeinden Schlobitten, Hensels, Hermsdorf, Döbern, Spanden und Basien. Der Waldbezirk Süd schließlich sieht einen breiten Waldgürtel zwischen Wormditt und Mohrungen beiderseits der über Liebstadt führenden alten Reichsstraße vor. In diesem Gebiet sollen Häftlinge aus den Gefängnissen eingesetzt werden, weil die Zahl der Siedler sehr gering ist und die Forstämter keine Arbeitskräfte haben.

Polnischerseits berauscht man sich geradezu an diesen Vorhaben, weil sie als erste dazu geeignet sind, endlich die Brachlandgebiete von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Vor allem ausländische Besucher in diesem Raum hatten immer wieder gefragt, warum die Äcker verunkrautet sind und in manchen Ortschaften zwei Hektar Brachland auf jeden Hektar bestellten Ackers kommen! Die Kommunisten sehen weiter in den Aufforstungen eine Möglichkeit, den „Sozialismus auf dem Lande" voranzutreiben. So sollen in den betroffenen Gebieten sämtliche bestehende „Landwirtschaftliche Arbeitszirkel" wenn die Waldflächen zugeteilt erhalten — wenn die Zirkel die Aufforstung durchführen. Man kann in dieser Beziehung von der Schaffung sogenannter „Kollektivierter Neu-Bauernwälder" sprechen. Man will den Zirkeln die Nutzung für einige Jahre übertragen, wobei aber die Oberaufsicht immer bei den Forstzentralen bleibt.

Die Behörden sind sich klar darüber, daß allein die Forstverwaltung die Aufforstung nicht verwirklichen kann. So will man nach bewährtem Muster außer den Zirkeln, Kolchosen und Staatsgütern die Bevölkerung an diesen Arbeiten beteiligen. Im Ermland bereitet man einen Plan vor, daß z. B. jede Schulklasse, jeder Betrieb und jede Ortsgemeinschaft bestimmte Brachlandflächen aufforsten muß. Die Verpflichtung dazu wird in die sattsam bekannten „Patenschaften" gekleidet. Da man nur über die Schüler frei verfügen kann, will man den übrigen Einwohnern für die Mithilfe beim Bäumepflanzen eine kleines Entgelt zahlen.

Dies alles bedeutet weiter nichts als eine demonstrative Kapitulation der ostpreußischen Polenverwaltung vor dem Brachland. Die Aufforstung von Kulturland durchzuführen heißt, das Scheitern der Siedlungspolitik und der Bewirtschaftung zuzugeben! Will man das Brachland beseitigen, so muß man die Geschichte zurückdrehen und wieder aus Ackerland Wald machen...

Wie sieht es nun in Pogesanien aus? Hier ist eine sogenannte Waldbrücke zwischen Maislatei südöstlich Elbings und Kallisten an der Passarge östlich von Mohrungen geplant. Man will in diesem Raum einen durchgehenden breiten Waldgürtel schaffen, dem schätzungsweise 3700 Hektar früheres Ackerland zum Opfer fallen werden! Diese umfangreichen Vorhaben will man mit Hilfe der in diesem Gebiet bestehenden Staatsgüter verwirklichen. 18 dieser Güter sollen praktisch die Ackerwirtschaft aufgeben und sich nur noch mit Viehzucht und Waldwirtschaft beschäftigen. Das bedeutet eine einschneidende Änderung der traditionellen Struktur Ostpreußens. Weiter sind damit auch alle bisherigen Pläne hinfällig geworden, die Staatsgüter gesunden zu lassen und ihnen mehr Äcker zuzuweisen. Vor allem in Allenstein ist man jetzt zu der Überzeugung gekommen, daß diese Pläne nicht zu realisieren sind. Im Auftrag der staatlichen Forstverwaltung sollen in Zukunft die 18 Staatsgüter erhebliche Forstgebiete verwalten. Dazu will man Hilfskräfte der Forstverwaltung auf die Güter versetzen, weil die Einrichtung vieler Forsthäuser bzw. Ämter zu kostspielig ist. Fachleute haben aber bereits gewarnt, daß die Waldwirtschaft nicht nur unter Laienhänden gedeihen kann.

Völlig ungeklärt ist noch, was mit den geringer bewaldeten Flächen Mittel-Ostpreußens geschehen soll, wo sich früher viele rein landwirtschaftliche Gemeinden befanden. Es ist dies vornehmlich das Gebiet um Rastenburg, zwischen Lötzen und Nikolaiken sowie um Widminnen. Bisher hat die Allensteiner Verwaltung zwei Pläne vorgelegt, die sich beträchtlich von einander unterscheiden.

Der erste Plan stammt von der „Woiwodschafts"-Agrar-Kommission und sieht vor, diesen Raum als landwirtschaftliches Kulturland weitgehend zu erhalten. Man will sogar aus den aufzuwaldenden Gebieten Bauern und Siedler nach hier umsiedeln, damit sie weiter Ackerwirtschaft treiben und hier befindliches Brachland kultivieren. Dieser Plan geht von der Überlegung aus, wenigstens ein zusammenhängendes Gebiet Ostpreußens als echtes Landwirtschaftsgebiet zu erhalten und die Aufforstung nicht schematisch auf die ganze Provinz zu übertragen.

Genau das aber sieht der zweite Plan vor, der vom Landwirtschaftsausschuß dem PZPR (KPP) vorgelegt worden ist. Die kommunistischen Agrar-Funktionäre scheinen so pessimistisch eingestellt, daß sie den Ackerbau in Ostpreußen für sinnlos halten...!

Schließlich muß noch auf die „Woiwodschaft" Bialystok verwiesen werden, die die östlichen Landkreise unserer Heimatprovinz verwaltet. Hier besteht das sogenannte Treuburger Projekt. Es beinhaltet folgendes. Man will von Treuburg im Süden bis nach Bodenhausen-Goldap im Norden einen zwölf Kilometer breiten Waldgürtel schaffen, der sechs neue Forstämter aufweisen soll. Goldap soll dabei wie Wormditt zu einem „Forst-Zentrum" degradiert werden! In Bialystok geht man sogar noch einen Schritt weiter und fordert nicht durch die Aufforstung des Ackerbrachlandes, sondern auch die der vernachlässigten Wiesen und Weiden! In der Praxis läuft das darauf hinaus, die gesamte Landwirtschaft in diesem Raum abzuschreiben und aufzulösen! Man will lediglich den Waldarbeitersiedlungen gestatten, in geringem Umfang (für ihre eigenen Bedürfnisse) Ackerbau und Viehzucht zu betreiben! Es würden hier also nur lächerlich kleine landwirtschaftliche Oasen bestehen bleiben, die ohne jede Bedeutung wären. Während der Waldgürtel, was seine Ausdehnung auf Acker-Brachland betrifft, bereits vom Warschauer Agrarministerium genehmigt ist, hat man glücklicherweise noch nicht der völligen Agar-Auflösung zugestimmt. Das scheint sogar Warschau zu radikal zu sein.

Natürlich hängen die Polen ihre Unfähigkeit beweisenden Pläne nicht an die große Glocke. Die Diskussion darüber erfolgt bisher ausschließlich in Funktionärs-Konferenzen und Spezialisten-Beratungen. Die Bevölkerung merkt von den Aktionen nur dadurch etwas, daß sich die Aufrufe häufen, in jeder Gemeinde „Jubiläums-Wäldchen" anläßlich der Jubiläumsfeiern der polnischen Staatsgründung anzulegen. Und die Oberförstereien verlangen immer öfters den Einsatz der Bevölkerung bei der Aufforstung von kahlgeschlagenen — also bereits früher bestehenden — Waldflächen. Das alles fällt kaum auf und beunruhigt die Menschen noch nicht.

Tatsächlich aber ist, wie wir berichten konnten, viel mehr geplant. Ostpreußen als eine „Wald-Woiwodschaft" ist das Lieblingsthema der verantwortlichen Staats- und Parteibeamten geworden, weil sie damit ihre Mißerfolge in der Bewirtschaftung und Besiedlung am besten zu vertuschen können glauben. Stand früher der natürliche Waldreichtum unserer Heimat in organischer Beziehung zur Landwirtschaft, so will man jetzt wie in grauer Vorzeit dem Wald das Übergewicht verschaffen. Die agrarisch-wirtschaftliche gesunde Struktur Ostpreußens würde damit zu ihrem Nachteil verändert, denn in Ostpreußen mangelte es bestimmt nicht an einem — an Wäldern.

Danzigs Krantor neu erstanden



Das Danziger Krantor, eines der Wahrzeichen der alten Hansestadt an der Ostsee, ist jetzt wieder wie in vergangenen Tagen ein dankbares Objekt für Maler und Zeichner. Das Tor, das im zweiten Weltkrieg schwer beschädigt wurde, ist in den vergangenen Monaten restauriert und mit einer neuen Bedachung versehen worden.

Aufnahme: Keystone

40 Jahre Vereinigung ehem. Sackheimer Mittelschüler Königsberg/Pr.

Als vor fünf Jahren im Rahmen der 700-Jahr-Feier unserer Heimatstadt Königsberg/Pr. die Patenschaftsübernahme über die Sackheimer Mittelschule durch die Knabenrealschule „An der Wacholderstraße", Duisburg, jetzt Karl-Lehr-Realschule genannt, in feierlicher Form erfolgte, hatten sich zu dieser Feierstunde im Kolpinghaus in Duisburg-Ruhrort über 250 „Ehemalige" aus nah und fern eingefunden. Beweis genug, daß die Schulkameradschaft auch über schwerste Zeiten und größte Entfernungen hinweg erhalten geblieben ist. Auch die Jubiläumsfeier der „Vereinigung ehemaliger Sackheimer Mittelschüler, Königsberg/Pr.", die am Sonntag, dem 10. Juli 1960, 15 Uhr, in Düsseldorf, Suitbertusstraße 1 „Haus Konen", anläßlich des diesjährigen Bundestreffens der Ostpreußen stattfindet, wird hoffentlich ebenfalls dazu beitragen, das Band der Schulkameradschaft noch fester zu knüpfen. Jeder „Ehemalige" sollte dabei sein! Nicht ganz ohne Stolz und Genugtuung können daher die an der vor vier Jahrzehnten erfolgten Gründung der Schülervereinigung maßgeblich Beteiligten auf die Entwicklung der Vereinigung zurückblicken.

Aus dem Erlebnis der Frontkameradschaft des ersten Weltkrieges heraus entstand der Gedanke der Gründung einer Schulgemeinschaft. War es zunächst dem Jahrgang 1899, der auch den Übergang von der Bürger- zur Mittelschule bildete, vorbehalten, diesen ersten Schritt zu tun, so gesellten sich doch recht bald zahlreiche ältere und jüngere Schulkameraden hinzu. Es ist leider aus Raummangel nicht möglich, den Ablauf der Vereinsgeschichte während der vier Jahrzehnte wiederzugeben, so daß nur einige wenige Begebenheiten erwähnt sein können. Die Übernahme des Ehrenvorsitzes durch den allseits hochverehrten Rektor Wendel sowie die Unterstützung der jungen Vereinigung durch Herren des Lehrerkollegiums verdienen besondere Erwähnung. Auch die Gründung der Schülerinnen-Abteilung durch Hildegard Riemann muß in diesem Zusammenhang genannt werden, denn hierdurch wurde die Voraussetzung geschaffen, einen gemischten Chor erstehen zu lassen, dessen Leitung dann M.-Lehrer Kolbe übernahm. Die harmonischen Übungsabende sowie das gelegentliche „Auftreten" des Chors dürften den Beteiligten nie in Vergessenheit geraten; desgleichen die vielen geselligen Veranstaltungen, von denen die Stiftungsfeste mit beachtlichen Leistungen aufwarteten. Allein die Aufzählung der Betätigungsgebiete läßt Schlüsse auf die Vielseitigkeit der Vereinsarbeit zu. Neben dem bereits genannten gemischten Chor mit seinem Quartett bzw. Doppelquartett, hatte sich alsbald auch eine Musikgruppe gebildet, die sich zu einem recht stattlichen Vereinsorchester entwickelte. Allen unvergeßlich wohl Georg Rahnenführer als Pianist. Im Mittelpunkt der Vereinsarbeit stand, als Mittel zum Zweck, die sportliche Betätigung mit den Sparten Hockey, Turnen, Leichtathletik und Gewichtheben. Auch auf diesen Gebieten wurde beachtliches geleistet. So stellte z. B. die Hockeyabteilung zeitweise drei Spieler für die Königsberger Stadtmannschaft ab. Die Laienspielgruppe mit Arthur Peikowsky als unermüdlichem Regisseur darf nicht unerwähnt bleiben.

Nun leben die „ehemaligen Sackheimer" in der Diaspora, aber dank der selbstlosen und unermüdlichen Tätigkeit eines Herbert Minuth ist die Schülerkameradschaft wieder erstanden und wird wie ein empfindliches Pflänzchen gehegt und gepflegt. Das Aufgabengebiet hat sich jedoch wesentlich gewandelt. Galt es damals, die wohl im Leben eines jeden mit zu den schönsten Jahren zählende Schulzeit in guter Erinnerung zu behalten, sind nun auch die früheren Vereinigungen unserer Heimat aufgerufen, sich in die gemeinsame Front aller Ostpreußen einzureihen.

E. Witt

AUS DEN LANDSMANNSCHAFTEN

Flensburg

Wie alljährlich unternahm die Landsmannschaft Ostpreußen kürzlich bei strahlendem Sonnenschein den schon fast zur Tradition gewordenen Sommerausflug. Mit Reiseomnibussen ging es in den frühen Morgenstunden in südlicher Richtung. Erstes Ziel war die Besichtigung des Kanal-Tunnelbaues in Rendsburg. Bei der im fast heimatlichen Nadelwald eingelegten Picknickpause erholte man sich von der bisherigen Fahrt. Das nächste Ziel war Neumünster mit seinem Heimattierpark. Hier sah man die über 400 verschiedenen Tiere, die zum größten Teil so leben, wie sie es von der freien Wildbahn gewohnt sind, so z. B. Wisente, Auerochsen, Wildpferde, Wölfe, Rot- und Damwild usw. Alle Teilnehmer waren sehr interessiert, möglichst alle Tiere zu sehen, daher hatte man hier eine längere Pause eingelegt. Auch interessierte der Kinderspielplatz sowohl die Kleinen wie die Großen, denn hier hat man tatsächlich 70jährige auf der Schaukel sehen können. Ein Zeichen dafür, daß die Ostpreußen doch viel Sinn für Humor haben.

Am Nachmittag erreichte man Bad Segeberg. Hier war die Besichtigung der Kalkberghöhlen das Ziel. Die interessant vorgebrachten Ausführungen der Führung über die Entdeckung der Höhlen, die teilweise Abtragung des Kalkberges und die hier alljährlich stattfindenden Karl-May-Spiele sowie die sehr sehenswerten Höhlen selbst werden manchem der Besucher unvergeßliche Erinnerungen an diesen Ausflug bleiben. Badelustige konnten es nicht unterlassen, einmal wieder — wie einst in den heimischen Masurischen Seen — im Binnengewässer, dem Großen Segeberger See, zu baden. Andere dagegen haben, nachdem die gemeinsame Kaffeetafel aufgehoben war, bis zur Abfahrt das Tanzbein geschwungen. Mit Sang und Klang ging es heimwärts über Kiel, Eckernförde, Schleswig nach Flensburg, wo man sich am späten Abend eine „gute Nacht" wünschte.

Seesen a. Harz

Der Jahresausflug am 12. Juni mit 60 Teilnehmern verlief als große Heidefahrt mit Besichtigungen und Führungen in Celle, Rotenburg und Fallingbostel (Lönsgrab) sehr erlebnisreich und eindrucksvoll.

Hof/Saale

Die letzte Monatsversammlung war dem 17. Juni 1953, der Bekundung des Freiheitswillens der Brüder und Schwestern in der sowjetischen Besatzungszone, gewidmet. In seinen Ausführungen ging der erste Vorsitzende, Paul Bergner, auf die Bedeutung dieses Tages ein, bezeichnete den 17. Juni als ein Bekenntnis zur Freiheit und sagte, daß die Vertriebenen alles Denken um die Wiedervereinigung in Beziehung bringen zur Wiedergewinnung der angestammten Heimat in Frieden und Freiheit. Besäßen die Deutschen das Recht auf Selbstbestimmung, dann wären alle Fragen in diesem Zusammenhang gelöst. Tonbandwiedergaben, u. a. der Freiheitsglocke und des Rütlischwures, rundeten die Feierstunde ab. Dem offiziellen Teil schloß sich ein geselliges Beisammensein an.

Kameradschaft Luftgau I

Anschrift: W. Gramsch, Celle Waldweg 83

Anläßlich des Bundestreffens der Landsmannschaft Ostpreußen in Düsseldorf am 10. Juli treffen sich die ehemaligen Angehörigen der Luftwaffe des Bereichs Luftgau I (Ostpreußen und Danzig) nach der Großkundgebung, welche um 11.30 Uhr beginnt, in der Gaststätte „Haus Dieterichs", Düsseldorf-Flingern, Ackerstr. 47.

Katholisches Lehrerseminar Braunsberg Wiedersehen nach 40 Jahren

Kurz nach Pfingsten trafen sich in Düsseldorf zum erstenmal nach über vierzig Jahren einige Semester des ehemaligen Kath. Lehrerseminars Braunsberg/Ostpreußen. Es waren die Überlebenden der Kursisten-Jahrgänge 1919/21 zur ersten Wiedersehensfeier zusammengerufen und insgesamt 33, das ist rund ein Drittel aller „Ehemaligen" und einige Ehefrauen erschienen. Groß war die Wiedersehensfreude der ergrauten Ermländischen Schulmänner im Alter von 60 Jahren und darüber. Auch Ruheständler und Erkrankte hatten es sich nicht nehmen lassen, mit ihren Jugendfreunden zusammenzukommen. Aus allen Teilen der Bundesrepublik waren sie herbeigeeilt, von der Wasserkant im Norden und vom schönen Bodensee im Süden wie auch aus der Gegend des Eisernen Vorhanges. Doch die meisten wohnen in Nordrhein-Westfalen. Zunächst wurde der gefallenen und der verstorbenen Semesterkameraden gedacht und beim Seelenamt in einer Klosterkirche für sie gebetet. Nachmittag und Abend galten der Geselligkeit und dem gegenseitigen Austausch von Jugenderinnerungen und Erlebnisberichten.

August Mischke, Hptl., Herne/Westf., Bergstraße 45

Kulturelle Nachrichten

Ehrung für Ottomar in der Au

Der in Berlin geborene, von ostpreußischen Eltern stammende und sich als Ostpreuße bekennende Schauspieler und Bühnenautor Ottomar in der Au wurde von der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger für 40jährige treue Dienste bei der Bühne mit dem „Goldenen Ehrenzeichen" ausgezeichnet. Ottomar in der Au begann seine Bühnenlaufbahn in Berlin als Schüler von Max Reinhardt, Albert Patry und dem Ostpreußen Leopold Jessner. Sein weiterer Weg führte ihn vom Staatstheater Berlin aus über viele Bühnen Deutschlands, u. a. Greifswald, Glogau, Döbeln, Zittau, Annaberg, Heidelberg, Eisenach, Düsseldorf, Oberhausen und Celle. Neben seinen Lieblingsrollen „Der Geizige" und „Peer Gynt", waren es immer wieder die Ostpreußen oder die Menschen seiner Vorfahren-Heimat Salzburg, die ihn besonders zur Darstellung reizten (so den Ohm Ullrichs in Halbes „Strom", den Sandperger in „Glaube und Heimat" und den Rosenstock in „Der Reiter"). Seine Bühnentätigkeit erstreckte sich vom Schauspieler über den Regisseur bis zum Intendanten, Bühnenlehrer und Bühnenautor („Die beweislose Affäre", „Liebling, das war Zufall"). Zur Zeit schreibt Ottomar in der Au seine Lebens- und Bühnenerinnerungen, die zugleich auch ein Stück ostdeutscher Theatergeschichte sein werden und auf die wir gespannt sein dürfen.

Charlotte Berend-Corinth 80 Jahre

Aus einer Reihe von Bildnissen, die Lovis Corinth malte, ist uns seine Gattin bekannt, Charlotte Berend, eine Schülerin und Kollegin von ihm. Sie stammte aus Berlin (geboren am 25. 5. 1880) und hatte bei Eva Stort und Max Schäfer an der Unterrichtsanstalt des dortigen Kunstgewerbemuseums studiert. Nach ihrer Verheiratung entwickelte sie sich unter dem Einfluß ihres Mannes zu einer kraftvollen Impressionistin, deren Form sich später festigte, und stellte seit 1906 in der Berliner Sezession aus. Die dortige Nationalgalerie erwarb von ihren Bildern das Bildnis des Baumeisters und Professors Hans Poelzig, der den Umbau des Großen Schauspielhauses leitete, und einen Strauß „Frühlingsblumen".

In den dreißiger Jahren emigrierte sie nach New York, wo sie eine eigene Malschule gründete. Sie pflegt dort vor allem die Aquarellmalerei, von der sie vor einigen Jahren im Berlin-Reinickendorfer Rathaus eine Reihe von Proben, z. B. „Zentralpark im Herbst", Fischereihafen", „Nach dem Sturm" ausstellte. In ihnen bringt sie in leichten, oft nur andeutenden Pinselstrichen, wie wir sie an den chinesischen Tuschzeichnungen bewundern, ihre Freude an dem reizvollen Farbenspiel in der Natur zum Ausdruck.

Charlotte Steinbrucker

„Deutsch-polnische Begegnungen 1945-1958"

Nach den seit 1950 in deutscher und in mehreren Fremdsprachen vorgelegten „Dokumenten der Menschlichkeit in der Zeit der Massenaustreibungen" und der Anthologie „Keiner kennt die Grenze . . ." veröffentlichte der „Göttinger Arbeitskreis" ostdeutscher Wissenschaftler soeben die Berichtsammlung „Deutsch-polnische Begegnungen 1945—1958".

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Heute möchte ich Euch auf zwei spannende Bücher hinweisen, die beide in längst vergangenen Zeiten spielen.

Da ist einmal die Geschichte des zwölfjährigen Raimund Trevitho aus der kleinen englischen Hafenstadt, dessen Großonkel unter dem Namen El Serpente seit vielen Jahren über einen Seeräuberstaat in Westindien herrscht, wo er von den Eingeborenen als Schlangengott verehrt wird. Raimund ist dazu ausersehen, die Macht des „Schlangengottes" zu brechen und den Raub des Großen Kreuzes zu sühnen, den El Serpente dereinst verübt hat. Eine Piratengeschichte aus der Zeit der Flibustier, voller Abenteuer und Überraschungen — und dennoch weit mehr als das, was man sich gemeinhin unter einer Piratengeschichte vorstellt.

Thomas Holland: DAS KREUZ DES PIRATEN. Ein Abenteuer in den spanischen Gewässern. Illustrationen von Donald Bolognese. Verlag Herder Freiburg. 238 Seiten, Leinen DM 7,80.

Mit sechszehn Jahren kommt Bastel als Reiterbub zu der Armee des Herzogs Bernhard von Weimar. Was er mit seinen Kameraden auf den Kriegszügen kreuz und quer durch das Reich alles erlebt, und wie er sich im Lauf der Jahre zum Offizier empordient: das ist freilich in erster Linie seine private Geschichte. Aber mit ihr auf das engste verbunden ist die Geschichte des großen Dreißigjährigen Krieges, dessen gesamten Verlauf man bei dieser Gelegenheit kennenlernt. Statt mit den sonst üblichen Zeichnungen ist das Buch mit einem guten Dutzend Wiedergaben von Holzschnitten und Kupferstichen aus der damaligen Zeit versehen, die es besonders interessant machen.

Werner Siebold: GRÜNE REITER REITEN. Eine Erzählung aus dem Dreißigjährigen Krieg. Mit zeitgenössischen Illustrationen und einer Bildkarte. Franck'sche Verlagshandlung Stuttgart. 168 S., Hln., DM 6,80.

Professor Federleins haben drei Töchter und ziemlich häufig Gäste, aber leider eine viel zu kleine Wohnung. So ziehen sie schließlich aus ihrer „Sardinenbüchse" um, auf einen zwar geräumigen, aber schon etwas baufälligen Gutshof. Dort erwartet sie und Mister Sam Bottle, den Freund der Familie, eine Reihe höchst merkwürdiger Erlebnisse. Worum es sich handelt, wie „Rotkopf" beim Brand des Nachbarhauses fast zu Schaden kommt, und wie die drei Federleins-Töchter mit den Dorfkindern Freundschaft schließen: das ist eine Geschichte, an der alle Mädchen von zwölf Jahren an Spaß haben werden (und die Buben, wenn mich nicht alles täuscht, ebenso).

K. H. Heinzmann: ROTER HAHN UND WEISSE TAUBE. Die fröhliche Geschichte vom Sieg der Familie Miller über die Tükken der alten Vogtei. Illustrationen von Willy Kretzer. Verlag Herder Freiburg. 120 S., Glanzband.

Es wird immer wieder behauptet, Verbrecher hätten heutzutage keine Chance mehr. Gewiß sind sich aber nur die wenigsten Leute darüber im klaren, über was für großartige Mittel und Methoden die moderne Polizei im ampf gegen Gesetzesbrecher aller Art verfügt. Ein sehr eindrucksvolles und anschauliches Bild davon vermittelt ein kürzlich erschienener neuer Band der bewährten Weite-Welt-Bücherei. Anhang spannender Beispiele und eines außerordentlich reichhaltigen Bildmaterials gibt er Einblick in die Tätigket der Krminalpolizei: von der Arbeit der Mordkommission bis zur Fahndung mit Streifenwagen, vom Vorgehen gegen Falschmünzer oder Banknotenfälscher bis zum Schriftvergleich beim Verdacht auf die Urheberschaft eines Drohbriefes.

Fred Dietrich: VERBRECHER HABEN KEINE CHANCE. Das Polizeibuch für Jung und Alt. Mit 35 Abbildungen im Text und 65 Fotos auf 32 Kunstdrucktafeln. Franck-sche Verlagshandlung Stuttgart. 160 S., Großformat, Hln. DM 9,80.

Weil wir gerade bei der Weite-Welt-Bücherei sind: dort gibt es auch zwei hervorragend ausgestattete Bücher für Briefmarkensammler und solche, die es werden wollen. Das eine gibt in sehr lebendiger und unterhaltsamer Form Auskunft über so ziemlich alles, was man beim Briefmarkensammeln wissen und beachten sollte. Das andere ist eine wahre Fundgrube an kuriosen und denkwürdigen Geschichten rund um die kleinen Kunstwerke, ihre Hersteller und Freunde. Beide Bücher sind mit vielen, meist farbigen Abbildungen seltener Marken versehen. Die Philatelisten unter Euch sollten sie sich auf jeden Fall vormerken, dann werden sie um ihren nächsten Geburtstagswunsch nicht verlegen sein.

E. G. Lorenz: BRIEFMARKEN — MEIN HOBBY. Ein Buch für Sammler und solche, die es werden wollen. Mit 232 meist farbigen Markenbildern auf 10 Kunstdrucktafeln und 197 Abbildungen im Text. Franck'sche Verlagshandlung Stuttgart. 90 S., Großformat, Hln. DM 6,80.

Max Büttner: ROMANTIK DER BRIEFMARKE. Geschichten, Abenteuer, Anekdoten. Mit 151 schwarzen und 120 farbigen Markenbildern auf 10 Kunstdrucktafeln. Franck'sche Verlagshandlung Stuttgart. 88 S., Großformat, Hln. DM 6.80.

Und nun wieder etwas für die jüngeren und jüngsten Leseratten! Sicher wißt auch Ihr manchmal nicht, was Ihr mit Euren Freunden und Freundinnen spielen sollt. Dagegen gibt es neuerdings ein gutes Mittel. Ilse Obrig, die schon früher einige bekannte Spiel- und Bastelbücher verfaßt hat, ist auf den reizenden Gedanken gekommen, Kinderspiele aus ganz Europa für Euch zu sammeln und aufzuschreiben. Ihr findet in dem neuen Buch Lieder und Volkstänze, Spiele und Rätsel, Sitten und Gebräuche der Kinder aus allen Ländern unseres Erdteiles: zur gefälligen Nachahmung empfohlen und als kleinen, aber wie ich meine sehr schönen und liebenswürdigen Beitrag zum besseren Verständnis unserer Nachbarvölker.

Ilse Obrig: BUNT UND FROH IST UNSERE WELT. Kinderspiele aus ganz Europa. Mit vielen Fotos und Zeichnungen. Franck'sche Verlagshandlung Stuttgart. 126 S., Hln. DM 7,80.

Die Märchen der Brüder Grimm sind Euch sicherlich nicht unbekannt. Es gibt sie in vielen verschiedenen Ausgaben, und sie werden immer wieder gern gelesen. Eine der schönsten Ausgaben, die ich kenne, ist im Union-Verlag Stuttgart erschienen. Sie enthält 64 ganzseitige bunte Bilder von Kurt Wendlandt, die so köstlich und phantasievoll sind, daß man immer wieder von neuem seinen Spaß daran hat. Wenn Ihr die Märchen der Brüder Grimm noch nicht besitzen solltet (und die sollte eigentlich jedes Kind auf dem Bürcherbord stehen haben), dann wünscht Euch gelegentlich diese gelungene Ausgabe!

GRIMMS MÄRCHEN, Neuausgabe. Herausgegeben von Otto Hohenstatt. Mit 64 farbigen Bildtafeln von Kurt Wendlandt. Union-Verlag Stuttgart. 262 S., Leinen DM 15,80.

Und nun wünsche ich Euch allesamt frohe Ferien! Wenn Ihr verreisen solltet, dann vergeßt nicht, ein paar Bücher mitzunehmen — für die Abende, für den Strand und für Regentage. Alles Gute — und herzliche Grüße!

Euer Otfried Preußler

Woher kommt der Ausdruck?



Die Sache hat Hand und Fuß ...

Also ist man vollauf beruhigt, denn eine Sache mit Hand und Fuß ist ein komplettes Ding, etwas Vollständiges, in das man Vertrauen setzen kann.

Wenn Hand und Fuß für das Rechtsempfinden sich als besonders bedeutungsvoll einbürgern konnten, so hat das seine Erklärung darin, daß die Hand und der Fuß, exakter gesprochen: die rechte Hand und der linke Fuß einen Mann als vollgültig erscheinen ließen. Mit der rechten Hand führte er sein Schwert, mit dem linken Fuß trat er in den Steigbügel seines Pferdes. Der Verbrecher wurde bestraft, indem man ihm die rechte Hand und den linken Fuß abschlug: jetzt war er nicht mehr kriegstüchtig. Nehmen Sie einer Sache Hand und Fuß, und sie ist belanglos geworden. Eine Sache hat Hand und Fuß: das ist etwas Rechtes!



Die Kogge

Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 7 — Juli 1960

Zweikampf

AUF DER KLEEWIESE

Von Erich Kloss

Die Kitze waren nun zwei Monate alt. Sie wußten schon, wie gut Löwenzahn und Klee, Raps und Roggen schmeckten. Auch die saftigen jungen Triebe der Eichen und Ulmen, Birken und Laubbüsche fraßen sie gern. Auf ihrem rotgelben Kleid waren die hellen Flecke verblaßt, und da sie auch tüchtig gewachsen waren, sahen sie fast wie die alten Rehe aus. Den Fuchs fürchteten sie nicht mehr, weil sie flink auf den Läufen waren; nur vor den wildernden großen Dorfhunden mußten sie sich in acht nehmen. Sie waren ziemlich selbständig geworden. Trotzdem blieben sie bei der Ricke. Es gab immer noch so viel zu lernen für sie.

Mitte Juli aber wurde alles anders. Die Mutter entfernte sich oft von ihnen und gestattete nicht, daß sie ihr folgten. Ärgerlich senkte sie den Kopf und wehrte sie ab. Verwundert blieben die Kinder zurück, sie verstanden die Mutter nicht mehr. Tagelang waren sie allein. Das Geißkitz war dann oft leichtsinnig; es prüfte nicht genug den Wind, wie sie es von der Mutter gelernt hatte. Das Böckchen aber blieb vorsichtig.

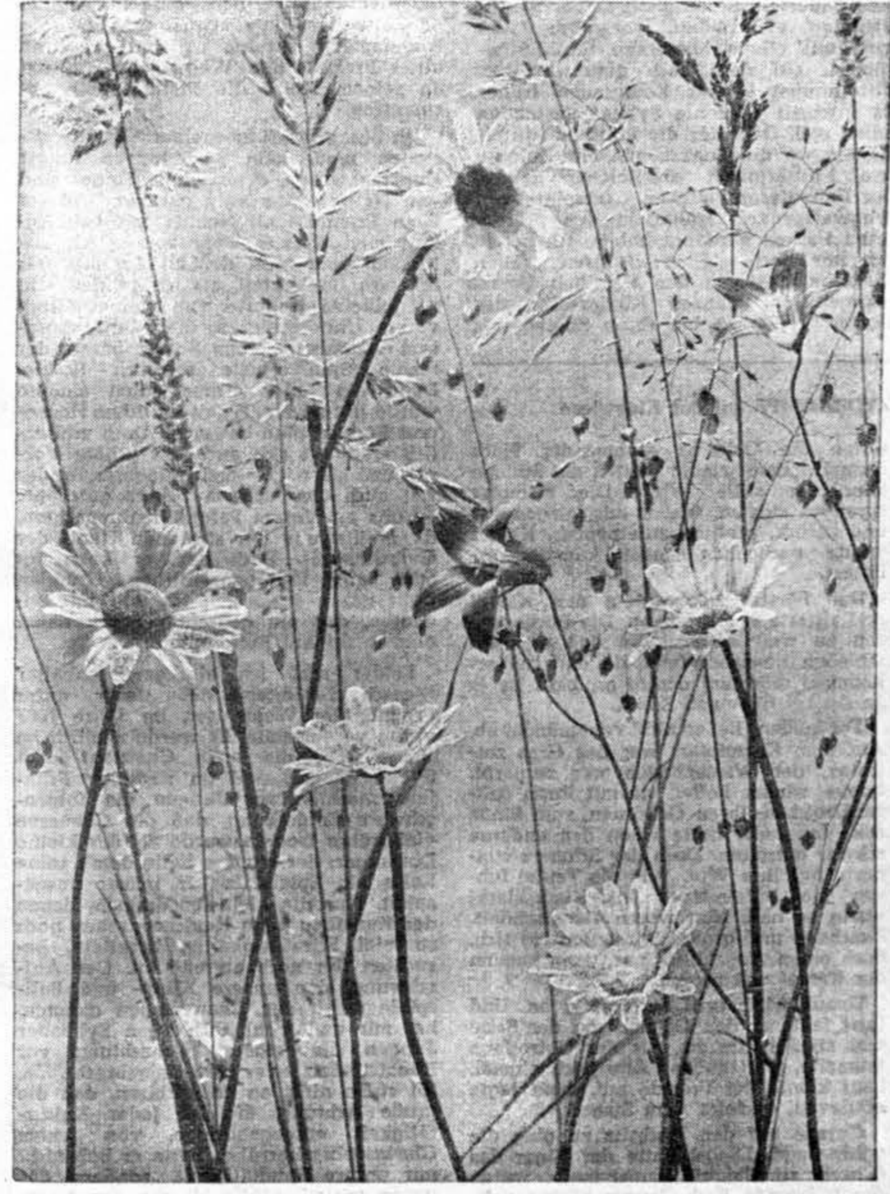
Als sie eines Abends auf die Kleewiese austraten, rauschte es hinter ihnen im Gebüsch, und heraus stürmten zwei Rehböcke. Sie waren kräftiger als ihre Mutter und trugen zwischen den Lauschern ein prächtiges Gehörn.

Quer durch die Wiese jagten sie und noch ein Stück in den hohen Roggen hinein, dann hielt der Verfolger inne und sah dem Ausreißer nach. „Böö-böö", schrie er noch mit tiefem Baß, „böö-böö, laß dich hier nicht noch einmal sehen!"

Die Kitze standen wie angewurzelt und beobachteten den starken Bock, der langsam und stolz zum Waldrand zurückkehrte, bis er im Gebüsch verschwand. Sie hatten ihn bisher nie richtig gesehen. Er trat erst aus, wenn es stark dunkelte, wenn die Ricken und Kitze, Hasen und Kaninchen längst auf der Wiese ästen. So vorsichtig war er.

Von diesem Abend an wurde es unruhig im Wald; schuld daran waren die Böcke. Der Alte schlich am Tage zwischen den Büschen herum, und wenn er sich sicher fühlte, schlug er mit den Vorderläufen den Waldboden, daß Gras und Nadeln stoben. Oder er stürzte sich auf einen Eichen- oder Birkenbusch und zerfetzte ihn mit dem Gehörn.

Um die Kitze kümmerte er sich nicht, aber jeden Bock, der sich sehen ließ, verfolgte er sofort, und keiner vermochte ihm zu widerstehen. Der Förster kannte ihn genau; er nannte ihn den Raufer, und gern hätte er den Ruhestörer abgeschossen. Morgens und abends war er hinter ihm her, doch niemals wollte es ihm glücken.



Herrlich wie das blüht und duftet

Wieder saß der Förster auf der Wildkanzel. Ein paar Ricken und Kitze waren schon draußen, der Raufer aber fehlte noch. Es dämmerte bereits stark, und bald war es für einen Schuß zu dunkel. Wollte der Raufer heute nicht kommen? Der stand noch immer unsichtbar zwischen den Randbüschen, prüfte den Wind und lauschte. Er hatte ja Zeit.

Dat trat ein Bock aus dem Roggen auf die Wiese zu den Rehen. Der Förster sah durchs Glas. War es der Raufer? Nein, es war ein anderer, ein Fremder, auch ein sehr starker Bock. Eilig trollte er auf die Ricken zu.

Da hielt es den Alten nicht länger. In mächtigen Sätzen flog er dem Neuen entgegen. Der stutzte nur und blieb stehen. Kannte er den Raufer noch nicht? Oder fühlte er sich stark genug und wollte er es mit ihm aufnehmen?

Jetzt standen sich die Böcke gegenüber. Erregt schlug der Raufer mit den Läufen den Boden. Dann senkte er das Haupt, der andere auch, und klack! pras-

(Fortsetzung auf Seite 2)

Kindheit in Masuren

Erinnerungen von Fritz Skowronnek

In meinem Heimatdörfchen stand da, wo die große Heerstraße von Lyck nach der polnischen Grenze sich in zwei Wege teilt, die beide nach Rom, aber zunächst nach Prostken führen, ein Wegweiser, dem der bekannte Zahn der Zeit beide Arme weggebissen hatte.

Der hölzerne Geselle hat anscheinend diese furchtbare Mißhandlung, an der ich wie mir ein dunkles Gefühl sagt, wahrscheinlich auch nicht ganz unschuldig bin, ohne dauernde Schädigung seiner Standhaftigkeit verwunden, war doch seine Brust mit einem hölzernen Schilde gepanzert, auf dem nach glaubwürdigen Mitteilungen älterer Kameraden früher die Inschrift „Kolonie Sybba" gestanden haben soll. Darunter die üblichen Mitteilungen, wo die Enakssöhne der Kolonie ihre Militärpflicht abzuleisten hatten. Der Fuß dieses seltenen Exemplars von Wegweiser soll früher in den preußischen Farben geprangt haben; ich kenne ihn nur noch als verwitterten grauen Gesellen, der von den täglichen Umarmungen der ganzen Kinderschar des Dorfes, denen er bei ihren Spielen als Malzeichen diente, schließlich eine blanke, fettige Schutz-, das heißt Schmutzschicht angenommen hatte.

Der kleine Raum in der Gabelung der Straße war nämlich der Dorfanger, und da er etwas höher lag als die ihn begrenzenden Straßen, so wurde er im Frühjahr zuerst trocken und konnte dann die Kreise und „Kaulchen" der klippspielenden Kinder kaum fassen. Später im Jahr, wenn sich ,die Räuber- und Indianerschlachten im Walde abspielten, verödete der Platz etwas, und nur die Knopfspieler suchten ab und zu ihren alten Freund, den Wegweiser auf, um an seinem Holze die Metallknöpfe anzuwerfen.

Ich bin, wie ich zu meiner Schande gestehen muß, kein Matador in dieser Kunst gewesen, denn meine Finger sind von Natur etwas kurz geraten, und wo mein Freund Emil Neuber mit Leichtigkeit eine Spanne maß, konnte ich ans Messen noch nicht denken. Ich war nur insofern im Vorteil, als ich an den echt vergoldeten Knöpfen von meines Großvaters Uniformröcken, die Mutter sorgsam verwahrte, einen Schatz besaß, der meine Spielverluste reichlich deckte. Denn ein jeder dieser edlen Knöpfe wurde mit 24 bis 36 gewöhnlichen Hosen- und Rockknöpfen bewertet. Doch schließlich erschöpft sich auch der größte Vorrat, und als wir — mein jüngerer Bruder hat auch aus meinem Schatz geschöpft — uns an Vaters Paletot heranmachten, da ereilte uns die strafende Hand der Gerechtigkeit. Doch darüber kann ich mich aus leichtbegreiflichen Gründen nicht näher auslassen; ich will nur andeuten, daß ein gedrehter Strick dabei eine furchtbare Rolle spielte...

Leider muß ich als gewissenhafter Mensch berichten, daß unser guter Freund, der Wegweiser, im Jahre 1867 völlig vereinsamte. Es wurde nämlich im Jahre 1866 die erste Chausee durch Sybba gebaut, und im nächsten Frühjahr machten wir Jungen die folgenschwere Entdeckung, daß die Chaussee viel früher trocken wurde als der kleine Dorfanger; der letztere hatte damit seine Rolle als Spielplatz für immer ausgespielt. Nur die kleinsten Jungen, denen der Kunstbau beim Kaulchengraben noch zu viel Schwierigkeiten bereitete, besuchten ihn noch ab und zu. Der Aufschwung, den unsere Klipp- und Ballspiele durch den Chausseebau nahmen, hat mir und wohl auch allen Sybbaner Jungen die größte Hochachtung vor Kunststraßen aller Art beigebracht. Ja, ich stehe nicht an zu erklären, daß die große Achtung, die ich jeder Kulturtätigkeit entgegenbringe, von jenem Chausseebau herrührt. Denn er hob nicht nur unsere Spieltätigkeit, sondern das ganze wirtschaftliche Niveau der masurischen Bauern.

Bis dahin hatten nämlich die meisten Bauern an ihren Wagen buchstäblich nicht ein Lot Eisen. Es dauerte aber nicht lange, da wurde es anders. Die Schmiede in Lyck hatten alle Hände voll zu tun, um das Verlangen der Bauern nach eisernen Achsen und Radreifen zu befriedigen.

Für uns Jungen wurde von nun an die Chaussee zu einer wahren Fundgrube. Waren die Wagen nicht fest genug gefügt, oder übte die Chaussee einen solchen zerstörenden Einfluß aus, kurzum, wir fanden auf der Viertelmeile, die wir täglich nach der Schule zu wandern hatten, eine Menge eiserner Nägel, Schraubenmuttern, ab und zu auch ein gewichtiges Stück: einen Spannagel, ein Hufeisen oder gar eine „Buchse". Wir sammelten fleißig, und unter Zuhilfenahme der Eisenteile, die die väterliche Wirtschaft, manchmal erst nach kräftiger „Anregung" unsererseits, abwarf, konnten wir alljährlich am Vorabend des Schulfestes die mütterliche Dotation, die stets einen „Achtehalber" betrug, um einige „Dittchen" erhöhen.

Der eiserne Sammelfleiß übte auch auf unseren Schulbesuch eine sehr wohltätige Wirkung aus. Die Pigriz (pigritia) und die „böhmische Krankheit" hatten ihre Macht über uns verloren, denn man hätte ja ein gewichtiges Fundstück verpassen können. Und da es auch darauf ankam, wer zuerst die Strecke absuchte, so rückten wir Sybbaner meistens schon in die Stadt ein, wenn unsere Lycker Schulkameraden noch nicht ihren Morgenkaffee getrunken hatten. Wir waren die fleißigsten und pünktlichsten Schulbesucher geworden, die jedesmal im Zeugnis das Lob erhielten: „Keinmal verspätet."

Mir hat sogar das Glück geblüht, fast ein Vierteljahr hindurch unbestritten der erste Nägelsucher zu sein. Das kam folgendermaßen: Mein Ordinarius Doktor E., ich saß damals auf Quarta, ließ mich wegen schlechten Vokabellernens zur Strafe vier Wochen hindurch jeden Morgen um sechs Uhr — die Schule begann um sieben — bei sich „antreten". Seine alte, behäbige Wirtin war zuerst über meinen frühen Besuch sehr erstaunt, aber da ich mich mit Feueranmachen, was ich noch jetzt ausgezeichnet verstehe, und Kaffeemahlen ihr nützlich machte, so kamen wir bald in ein freundschaftliches Verhältnis. Ja, ich erhielt von ihr täglich einen großen Topf Kaffee — zweiten Aufguß natürlich! — und eine frische Semmel.

Vergnügt lernte ich an ihrem Küchentisch meine Vokabeln und lateinischen Regeln und erzielte nicht nur die größten Eisenfunde, sondern auch so große wissenschaftliche Erfolge, daß ich die Quarta in einem halben Jahr durchmachte. Ich war auch gar nicht ungehalten, daß das Antreten länger als vier Wochen dauerte, weil meine alte Freundin den süßen Morgenschlummer ihres Herrn nicht durch die Meldung meiner Anwesenheit zu stören wagte.

Schließlich nahte auch meinem Kaffeeverhältnis das Verhängnis. Eines Morgens trat der Herr Doktor plötzlich durch die Hintertür in die Küche. Ich nahm damals in meiner Naivität an, er hätte einen Morgenspaziergang gemacht, obwohl ich mich deutlich erinnere, daß es an jenem Morgen Bindfaden regnete, denn ich stand in Hemdärmeln da und trocknete meine naße Jacke am Kochherd. Bei meinem Anblick stutzte der Doktor und fragte mich, was ich wollte. Da kam es denn heraus, daß ich schon fast drei Monate ein pünktlicher Besucher seiner Küche war. Mit dem Antreten war's von nun an vorbei, aber seit der Zeit hatte ich beim Herrn Doktor E. einen Stein im Brette.

Außer der Rivalität im Nägelsuchen herrschte unter uns Sybbaner Jungen, abgesehen von den üblichen Prügeleien, ein gutes Einvernehmen. Namentlich ließen wir uns von der „Kolonialpolitik", die die erwachsenen Bewohner des Dörfchens in fünf Parteien spaltete, nicht im geringsten beeinflussen. Die „Kolonie" war nämlich aus Bruchteilen von fünf verschiedenen Ortschaften zusammengeschweißt. Dreieinhalb Häuser standen auf Baranner, zwei auf Mroser, vier auf städtischem Grund und Boden, unser Vaterhaus bildete einsam aber stolz die Gemeinde Reglerspitze, und nur dreieinhalb Häuser hatten unbestritten Anspruch auf den Namen Sybba.

ZWEIKAMPF auf der Kleewiese

selten die Gehörne aufeinander. Noch einmal. Immer wieder hallten die Schläge über die stille Wiese. Die Kämpfer sprangen sich an, wichen aus, gingen vor und zurück, prallten aufeinander. Keiner wollte nachgeben, jeder kämpfte erbittert.

Der Förster beobachtete den Kampf und zitterte vor Erregung. Die Böcke waren zu weit entfernt, so daß er nicht schießen konnte. Wenn sie doch näherkommen möchten! dachte er; bald ist es zu dunkel für einen Schuß.

Die beiden ließen nicht voneinander ab, Auf dem Kampfplatz war das Gras zertreten, der Wiesenboden war zernarbt. Immer wieder holten sie mit ihren spitzen Dolchen, ihren Gehörnen, zum Stoße aus, und jeder hatte schon den anderen schwer getroffen. Doch der Schmerz steigerte nur ihre Wut. Wie die Teufel fuhren sie aufeinander los. Klack-klack! klang es hell. Nun waren sie erschöpft. Fauchend und grollend trennten sie sich, doch einen Augenblick nur, dann begann der Kampf von neuem.

Unaufhörlich griff der Raufer an. Und jetzt faßte er den Gegner von der Seite und stieß heftig zu. Als der Getroffene taumelte, traf ihn der Alte noch einmal. Laut klagte der Fremde auf, dann jagte er davon, verfolgt vom Sieger.

Gerade auf den Hochsitz zu ging die wilde Jagd. Längst hatte der Jäger das Gewehr schußbereit. Immer matter wurde der todwunde Bock, immer kürzer wurden seine Fluchten.

Da dröhnte der Schuß.

Leergefegt war die Wiese. Der Förster stand vor dem toten Raufer, und tief im Wald zitterten die Kitze.

Die schlimme Zeit der Böcke ging auch vorüber. Dann wurde es wieder ruhig im Revier, und da die Ricke nun bei den Kitzen blieb, fühlten sie sich wieder sicher und geborgen.

„Tierkinder in unserem Wald" heißt das Buch, dem wir dieses kleine Erlebnis entnommen haben (Franz Schneider Verlag, München). Das Buch schrieb der bekannte deutsche Tierschriftsteller Erich Kloss, dessen zahlreiche Tierbücher in einer Gesamtauflage von über 3 Millionen verbreitet sind.

Kleiner ROBINSON

Erzählung von Gerhard Riedel

Klaus-Dieters Kindheit hatte sich eigentlich in der verträumten Hügeligkeit des südlichen Kammberg-Hanges erfüllt.

Dort, in der ländlichen Geborgenheit, war er im Frühling mit der Natur erwacht, hatte bewußt das Blühen des Haselstrauches und das Nicken der Gräser erlebt.

Er hatte im Sommer das Windspiel mit den schwanken Getreidehalmen verfolgt — bis der Schnitt kam — und sich im Frühherbst auf den hochbeladenen Erntewagen nach Hause schaukeln lassen.

Alles das waren unvergeßliche Eindrücke seiner Kinderjahre gewesen — bis zum Winter hin, wenn die Fichten den ersten flockigen Schnee auffingen.

Aber dann — er war eben sechs Jahre alt geworden, in zwei Monaten sollte seine Schulzeit beginnen und für ihn eine neue Erlebniswelt bereithalten — traf die Einladung aus der Stadt ein. Er hatte von Tante Klara manches gehört, wußte, daß sie vor vielen Jahren im engen Trubel der Stadtmitte eine Wohnung bezogen hatte, ahnte die fremde, unerforschte Welt, die um Tante Klara sein müßte.

Dann lag die Bahnfahrt hinter ihm und er stand ihr zum ersten Male gegenüber. Gewiß, der Weg zu ihr war erfüllt mit unbekannten, neuen Erlebnissen: die bunten Lichter der Straßenübergänge, die Hochhäuser, die Straßenbahnen ..., aber sie selbst atmete Ruhe aus und ihre Wohnung trug eine gemütliche, beinahe altmodische Atmosphäre.

Klaus-Dieter war hier zu Hause; er spürte das in diesem Augenblick noch nicht, aber später, wenn er sich an die Ferientage bei Tante Klara erinnerte, wurde es ihm bewußt. Die Wohnung war ein heimeliges Geheimnis, ein Reich, das er erforschen durfte — und welcher Junge möchte nicht erforschen!

Als ein wenig später Tante Klara ihre Kästen öffnete, trat ein Reichtum zutage, wie ihn sich ein Kind in den kühnsten Träumen nicht auszumalen vermag. Während Jahrzehnten hatte die umsichtige Dame alle Kleinigkeiten, die andere achtlos beiseite legen: das glitzernde Silberpapier, die blanke Zwirnspule, den verchromten Teil eines zerbrochenen Haushaltgerätes, einen bunten Teppichfleck und den Prospekt einer Spielwarenhandlung sorgsam zusammengetragen. Nun füllten diese Dinge Schränke und Kisten, wartete nur darauf, von einer Jungenhand aus ihrem unerfüllten, verwunschenen Dasein erlöst zu werden.

Vier, fünf Jahre später, als Klaus-Dieter die Abenteuer Robinsons las, mußte er an diese Expedition denken — war er nicht ein Robinson, der die andere, unbekannte und lockendüppige Seite seiner Insel durchforscht?

Bald war ihm auch die Stadt nicht mehr fremd, er durchstöberte den Straßenzug, stieg die hohen Treppenhäuser empor bis zu den Bodenräumen und lief auf den glatten Asphaltgehsteigen Rollschuh.

So waren bereits die ersten vier Wochen vergangen, als Klaus-Dieter bei einer seiner Forschungsreisen in Tante Klaras Wohnung auf zwei Säcke stieß, die er noch nie bemerkt hatte. Aus ihnen förderte er Dinge von berauschender Schönheit zutage: Postkarten vergangener Jahrzehnte mit dem Glanz von Militärparaden und südlichen Gestaden, mit lachenden Briefmarken anderer Zeiten und Länder, mit zarten, gestochenen Schriftzeichen.

Tante Klara war nicht zu Hause; so konnte Klaus-Dieter den Fußboden mit seinem Fund belegen, daß ein leuchtender Teppich aus bunten Flecken entstand.

Auch Briefe waren unter dem herrlichen Fund: die Umschläge aus weichem Büttenpapier gearbeitet und vom Bunt der Marken lebend.

Ein, zwei Stunden freute sich der Junge an diesem bunten Traum, dann beflog ihn ein phantastischer Gedanke. Oft hatte er dem Briefträger zugesehen, ihn beneidet und gewünscht, auch einmal die vielen, mit bunten Marken beklebten Sendungen austragen zu dürfen. Er hatte damals gedacht, daß er selbst ein Postamt eröffnen würde, wenn er einmal groß sei; vormittags würde er dann Briefe stempeln, nachmittags sie austragen.

Nun hatte er eine Fülle Briefe und Karten mit Briefmarken, wie sie wohl kein Postbote in seiner Tasche haben kann. In der Küche fand Klaus-Dieter Tante Klaras Einkaufstasche, brachte in ihr die Fülle der Sendungen unter und machte sich auf seinen ,Dienstgang'. Sorgsam verteilte er Briefe und Karten in die Briefkästen der Hochhäuser. Es vergingen Stunden, ehe er froh und mit leerer Tasche wieder in Tante Klaras Wohnung eintraf.

Tante Klara aber wäre bereits an diesem Abend vor Schreck gestorben, hätte sie geahnt, daß ihr kleiner Neffe den ganzen Häuserzug mit Karten und Liebesbriefen versorgt hatte, die sie vor Jahrzehnten von ihren recht zahlreichen Verehrern empfing.

Der kleine Postbote bestimmte das Gespräch des nächsten Morgens. Überall stand man unter den Türen, sprach, lachte und tauschte die Briefe aus.

Tante Klara ist nicht gestorben. Sie überlebte den Schreck und sammelte wieder, was noch aufzutreiben war. Klaus-Dieter verstand nicht, daß ihn seine Mutter einige Tage danach wieder abholte und zurück zu den kleinen Wundern am Südhang des Kammberges brachte.

Und auch die Leute jenes Straßenzuges warteten in den folgenden Tagen vergeblich auf den kleinen Postboten, der ihnen so viel Freude und Spaß ins Haus gebracht hatte.

Er kam nie wieder.

Bekenntnis zur Heimat

Aus den Jugendtagebüchern von Ludwig Richter

Die Gedanken und Vorsätze, welche meine Seele beschäftigen, sind in der Kürze ungefähr diese:

Immer nach alter deutscher Weise streng rechtschaffen zu leben und rein zu bleiben im Handel und Wandel; dabei fromm, ein Christ, wie er sein soll nach dem Sinne Jesu; denn Religion, Glaube und Liebe allein führen zur Wahrheit und zur Glückseligkeit; nicht der äußeren, die kann doch nicht beständig und echt sein, aber zur inneren, diese ist Seelenfrieden. Glaube und Liebe können alles bewirken, können Wunder tun, denn sie sind überirdische Gotteskräfte. Der Glaube kann Berge versetzen, sagt Christus: ich weiß, man kann das fast buchstäblich nehmen . . .

Ich will künftig immer arm und einfach leben, ich mag müssen oder nicht; soviel werde ich durch Malen, Zeichnen und Radieren bei anhaltendem Fleiß und Geschicklichkeit immer verdienen, um leben zu können. In der Natur und meiner Kunst will ich meine höchsten Freuden suchen und werde sie da finden; denn sie stammen von Gott, sind unergründlich reich, ewig wechselnd und doch immer dieselben, treu und wahr, wie alle Werke Gottes.

In der Kunst soll Tiefe und Einfachheit mein Bestreben sein. Diese Worte sind leicht ausgesprochen, aber ich fühle jetzt mehr dabei als sonst; um aber die Natur mit tiefster Empfindung und den Gegenstand mit erschöpfendem Geiste zu fassen und mein Gemüt dadurch auszudrücken, treibt mich mein Sehnen und Verlangen nach deutschen, insbesondere nach den heimisch vertrauten Gegenden, weil ich doch diese nur recht kenne, recht tief empfunden und gefühlt habe. Es wird doch Seelen geben, die das Gute in solchen gemütlichen, gedankenvollen, aber kunst- und schmucklosen Arbeiten erkennen, schätzen und wohl auch einst ans Licht ziehen werden, wenn auch Tausende darüber witzeln und spotten. Ich arbeite ja nicht, um reich zu werden, und weniges erwirbt man immer.

Doch die Gedanken liegen hier wie ein Chaos wild, dunkel, zerstückt durcheinander, und die Worte verderben den festen guten Grundgedanken, ich will ihn weiter verfolgen, und es wird mir eins nach dem anderen wohl klarer werden . . . *Rom, 13. November 1824*

Schon in Rom war es meine Absicht, wenn ich daheim sein würde, die Gegenden meines Vaterlandes vorzüglich zu studieren, weil mir die Natur, wo ich geboren und erzogen bin, wo ich noch lebe, wohl die bekannteste sein muß. Mit ihr stehe ich im innigstetn Rapport, sie ist die Weckerin meiner Gefühle und Empfindungen, sie mahnt mich täglich in ihrer Schönheit auf die mannigfaltigste Weise, mein Herz zu Dem zu erheben, welcher der Ursprung alles Lebens ist.

Wenn meine Bilder eine Quelle stets neuer, lebendiger Anschauungen, aus dem frischen Born der Gegenwart geschöpft, und nicht allein sehnsüchtige, aber immer unbestimmter werdende Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit sein sollen, so muß ich unstreitig bei meinen nächsten Umgebungen stehen bleiben, und wenn in meinen heimatlichen Gegenden auch nicht jene großartigen Umrisse, jenes zaubervolle Kolorit, jene gewaltigen Bergformen sind, wie im Süden, so ist Gott doch auch hier so mächtig geoffenbart wie dort, und oft tritt seine Vaterliebe am Kleinen, Geringscheinenden gewaltiger hervor, als im Räumlich-Großen und Irdisch-Prächtigen.

Und welch ein reiches Feld bietet sich hier dar: Freud und Leid des Volkes, verschiedene Lebensart und Gewerbe, wie große Mannigfaltigkeit in der Sprache der Jahreszeiten, mit und ohne Volksstaffage . . . *Meißen, 18. April 1828*

IN DER JUGEND MEINEN WIR, DAS GERINGSTE, DAS DIE MENSCHEN UNS GEWÄHREN KÖNNEN, SEI GERECHTIGKEIT. IM ALTER ERFAHREN WIR, DASS ES DAS HÖCHSTE IST.

Marie von Ebner-Eschenbach

Walter Freiherr von Ungern-Sternberg †

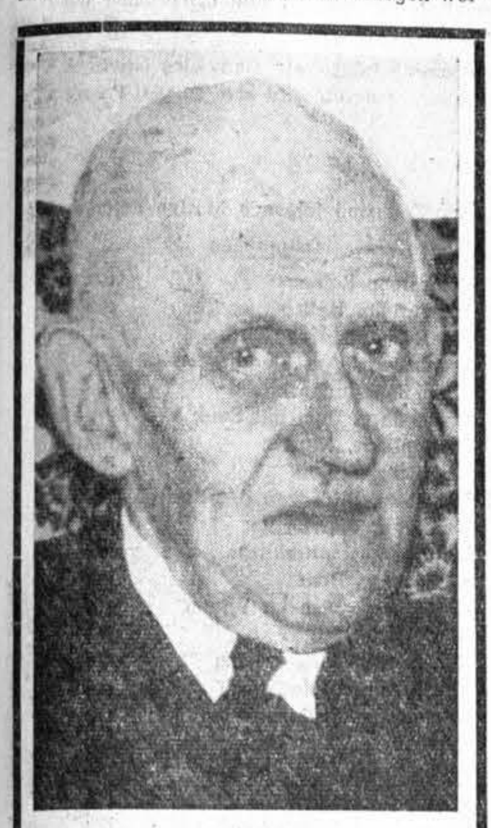
Zum Tode des ostpreußischen Schriftstellers und Jagdmalers

Kurz vor Vollendung seines 79. Lebensjahres ist in Kiel der weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt gewordene ostpreußische Schriftsteller und Jagdmaler Walter Freiherr von Ungern-Sternberg in die ewigen Jagdgründe übergewechselt.

Auf dem Friedhof der schleswig-holsteinischen Landeshauptstadt Kiel hat er seine letzte Ruhe gefunden.

An seinem 75. Geburtstag im Jahre 1956 baten wir ihn um eine kurze Selbstbiographie. Damals schrieb er uns:

„Bin am 19. März 1881 auf dem Rittergut im Kreise Harrien geboren und dort erzogen wor-



Ostpreußens Jägerschaft trauert um Walter Frhr. v. Ungern-Sternberg

den. 1900 bestand ich mein Abitur und studierte in Freiburg i. Br., München und Bonn-Poppelsdorf; anfangs Geschichte, später Volks- und Landwirtschaft. Nach Ableistung der Wehrpflicht beim Leib-Garde Grenadier-Regiment zu Pferde in Alt-Petershof bei St. Petersburg wurde ich 1904 Leutnant der Reserve. Dann erlernte ich praktisch die Landwirtschaft in Livland und bewirtschaftete anschließend einige große Güter in Estland. 1908 siedelte ich nach Kurland über und besaß dort von 1909 bis 1916 nacheinander zwei große landwirtschaftliche Betriebe, Sernaten und Neu-Mocken.

Um die Jahreswende 1918/19 mußte ich Kurland verlassen und nahm meinen ständigen Wohnsitz in Ostpreußen, wo ich seitdem ununterbrochen, bis zum 21. März 1945, in Königsberg/Pr. lebte und wirkte. Ich wurde Jagdmaler und jagdlicher und naturwissenschaftlicher Schriftsteller. Als solcher kam ich durch ganz Ostpreußen herum und lernte das wunderschöne und so vielseitige Land in allen Teilen auf das Genaueste und Intimste kennen.

Außer der Mitarbeit an der Tagespresse Königsbergs und der jagdlichen Fachliteratur Deutschlands erschienen aus meiner Feder, mit zahlreichen eigenen Zeichnungen und Photos, u. a. die Werke „Vom deutschen Elch in Ostpreußen", „Führer durch Ostpreußens Elchgebiete", „Tiere der Heimat im Königsberger Tiergarten", „Das Jagdhaus Rominten", sowie „Kampf und Heimkehr der Balten". Ferner entstanden unter meiner Mitwirkung, als künstlerischer Aufnahmeleiter, die Kulturfilme: „Der Elch in Ostpreußen", „Das Bernsteinwerk und die Bernsteinmanufaktur" und „Schiffe fahren über Seen und Berge".

Ich war Mitarbeiter der Deutschen Ostmesse, des Instituts für osteuropäische Wirtschaft und des „Seedienst Ostpreußen". Einige Jahre war ich als Werbeleiter für Ost- und Westpreußen an der Königsberger Filiale der Hamburg-Amerika Linie tätig. Meine Haupttätigkeit aber war, seit seiner Gründung, die wissenschaftliche Mitarbeit am Institut für Ostforschung der Albertus-Universität zu Königsberg, die ich durch Schließung dieser Hochschule zu Beginn des Jahres 1945, nach dem Fall Königsbergs, verlor.

Nun habe ich mir, seit ich in Kiel wohne, mehrere Diapositivserien geschaffen, die ganz Ostpreußen, mit allen seinen einmaligen Reizen zeigen, es geschichtlich, kulturell, wirtschaftlich und jagdlich behandeln und es mir ermöglichen, die Heimat in Wort und Bild eindrucksvoll, so wie sie war, zu schildern."

Trotz seines hohen Alters hat v. Ungern-Sternberg sofort seine tatkräftige Mitarbeit angeboten, als der Plan entstand in Lüneburg ein Ostpreußisches Jagdmuseum aufzubauen.

Viele wertvolle Hinweise und Ratschläge hat er uns geben können. Seinen, mit viel Beifall aufgenommenen, Lichtbildervortrag „Jagdparadies Ostpreußen" den er zur Eröffnung des Ostpreußischen Jagdmuseums am 6. Dezember 1958 in Lüneburg gehalten hatte, hatten wir auf Tonband aufgenommen, aber leider ist uns auch dieses Erinnerungsstück an unseren Freund und Mitarbeiter beim Museumsbrand verloren gegangen.

Wir, Vorstand und Mitarbeiter des Ostpreußischen Jagdmuseums, legen zum Gedenken unserem Walter von Ungern-Sternberg einen letzten grünen Bruch auf sein Grab und werden in seinem Sinne für unsere gemeinsame Heimat Ostpreußen weiterarbeiten.

Lothar Mosler-Boehm

*

„Pilzprofessor" Franz Pohl gestorben

Am 10. Juni verstarb in Herne der Lehrer i. R. Franz Pohl im 78. Lebensjahr nach längerem Krankenlager. Franz Pohl, gebürtig aus Littschen, Krs. Marienwerder/Westpr., besuchte das Lehrer-Seminar zu Graudenz und war dann als junger Lehrer zunächst in der Kaschubei tätig. Von 1914 bis zu seiner Vertreibung aus der Heimat 1945 wirkte er an der Stadtschule zu Riesenburg/Westpr. und erteilte in den umliegenden Dörfern kath. Religionsunterricht. Von 1945 bis zu seiner Pensionierung war er in Herne/Westf. als Lehrer und Erzieher tätig.

Die Familie Pohl führte allezeit ein gastfreies Haus, und Franz Pohl war ein besonders guter Skatspieler, der auch seinen zahlreichen Söhnen und Schwiegersöhnen diese Kunst beibrachte. Als Botaniker und sicherer Pilzkenner war er über Herne weit hinaus bekannt. Darum betraute die Stadtverwaltung Herne ihn mit der Überprüfung der Pilz-Stände an den Markttagen, und diese Tätigkeit hat der stadtbekannte „Pilzprofessor" jahrelang mustergültig ausgeübt, bis ihn Kreislaufstörungen und ein Schlaganfall ans Krankenlager fesselten. Seine 9 Kinder fanden nach dem Kriege bei ihm in Sodingen bei Herne Zuflucht, und nachdem alle ihre eigenen Familien gegründet hatten, zog es ihn noch 4 Wochen vor seinem Tode ins Sauerland nach Kierspe zu seinen Kindern, wo er in gesunder Luft Genesung erhoffte. Doch nun raffte ihn ein erneuter Schlaganfall dahin, ohne die geliebte Heimat wiedergesehen zu haben. Von Bergen und rauschenden Wäldern umgeben hat er in Kierspe im Sauerland eine Ruhestätte gefunden, die seiner von ihm so geliebten westpreußischen Heimat gleicht. A. Mischke

Wir gratulieren!

Diamantene Hochzeit

Eheleute Hugo Jessar und Anna, geb. Kurschat, bis nach dem ersten Weltkrieg in Tilsit wohnhaft, danach Berlin, am 2. Juni in Hameln, Am Riepenhang 11.

Goldene Hochzeit

Eheleute Albert Ross und Frieda, geb. Audersch aus Mattenau, Kreis Insterburg, am 17. Juni in Barkhausen, Krs. Melle.

Eheleute Gustav Goertz und Helene, geb. Dominke aus Brotsack/Westpreußen am 12. Juni in Garlstorf bei Winsen.

82. Geburtstag

Olga Budinski, geb. Otte aus Königsberg/Pr., Richardstraße 48 a, am 12. Juni in Bünde/Westf., Enkstraße 18, im Kreise ihrer Kinder, Enkel und zwei Urenkeln.

81. Geburtstag

Johanna Moerke aus Königsberg/Pr., Tragheimer Pulverstraße 6, am 23. Juli in Seesen a. Harz, Bismarckstraße 10, bei guter Gesundheit.

78. Geburtstag

Alma Wohlfahrt aus Kottisch, Kreis Pr. Stargard, am 30. Juli in Bornhausen 53, über Seesen am Harz.

74. Geburtstag

Friedrich Weiss aus Elbing am 1. Juli in Seesen a. Harz, Dehnestraße 31.

Juli-Geburtstagskinder in Flensburg

Marie Pose, aus Palmnicken, wohnhaft Norderstraße 72, am 1. Juli 75 Jahre.

Margarete Pommerening aus Tilsit, wohnhaft Schloßstraße 43, am 6. Juli 81 Jahre.

Anna Madaga aus Gilgenburg, wohnhaft Schiffbrücke 11, am 10. Juli 70 Jahre.

Wanda Zorn aus Rauschen, Krs. Königsberg, wohnhaft Angelburger Straße 71, am 12. Juli 82 Jahre.

Anna Reichert aus Modgarben, Krs. Rastenburg, wohnhaft Ochenweg 300, am 17. Juli 70 Jahre.

Paul Busch aus Frauenburg, wohnhaft Teichstraße 33, am 18. Juli 80 Jahre.

Marta Fieber aus Königsberg/Pr., wohnhaft DRK-Heim, Schleswiger Straße, am 19. Juli 89 Jahre.

Herta Blumenthal aus Lichtenfeld, Krs. Heiligenbeil, wohnhaft Brixstraße 5, am 21. Juli 86 Jahre.

Albert Keibel aus Königsberg-Quedenau, wohnhaft Twedterholz 83, am 30. Juli 81 Jahre.

Die „Ostpreußen-Warte" wünscht allen Jubilaren recht viel Glück und auch weiterhin beste Gesundheit.



83

Liebe ostpreißische Landsleite!

Es geht nirgends so verrickt zu wie aufe Welt, das hab ich jetzt wieder am Friedrich Raudschus gesehn. Ich dachd, der kickt sich all lang de Radieschen von unten an, und dabei stakst er immer noch vergniegt auf seine dinne Beine mang der Weltgeschichte rum. Und nu will er sich sogar noch emal in dem Ehestand stirzen, und ich soll ihm auch noch dabei behilflich sein, Ja, ja, wenn dem Esel zu wohl is . . .!

Ich traf ihm aufem Johannimarkt inne Stadt, und de Emma, was meine Frau is, war zu Haus geblieben, indem daß se dem Bauerochse seine Erdbeeren e bißche durchhacken wolld. Der hädd ihr nämlich mit huldreiche Redensarten besoffen gemacht, und das hädd ihr mächtig gekitzelt. Deshalb vergaß se ihr lahmes Kreiz, wo bei die feine Leite Bandscheibenschaden heißt, und ihre Kreislaufsteerung. Ja, de Emma is e ganz moderne Frau und besorgt sich immer de neieste Krankheiten. Die andere Frauen innes Dorf sind all ganz neidisch auf ihr. Wär se man lieber mitgefahren inne Stadt und mit mir aufem Rummel gegangen, denn wär ihr viel Kummer erspart geblieben. Aber wer nich heeren will, muß Erdbeeren hacken, das is nu mal nich zu ändern. Dem Tag war nu auch noch scheen warm, und so schmiß se sich, de Sonnche aufem Puckel und dem Bauerochse seinem Heeflichkeits-Gezwitscher im Busen, mit Volldampf aufe Erdbeeren. Sehn Se! Und ich hädd durch ihrem leichtsinnigen Lebenswandel mang die Erdbeerhischer bald dem ganzen scheenen Rummel inne Stadt einschließlich dem Friedrich Raudschus verpaßt. Das will ich Ihnen noch schnell erzählen, ehr daß ich mir auf dem besagten heiratswietigen Raudschus konzentrieren tu.

Das kam nämlich so. Vonnes Hacken wurd de Emma bald mied, denn das is nich so leicht, wie Glumskeilchen auße Schissel essen. Deshalb schmiß se de Hack inne Eck und sich innes griene Gras. um sich dem sießen Schlummer hinzugeben. Dabei hädd se aber nich gesehn, daß se mit ihrem Kadawer direkt auf dreidausend Heemskes zu liegen kam. Vleicht waren es auch bloß zweidausend, genau gezählt hab ich se nich, denn ich war oben inne Stub und suchd meinem griengesprenkeltem Schlips, wo mir immer sehr verscheenern tut. Mit eins heer ich einem markerschitternden Schrei, sock de Trepp runter im Garten und denk foorts rein, de Emma hat nich alle Tassen im Schrank. Se dreht sich immer im Brillens aufe Hacken rum wie de Damens vom Ballett, und der Bauerochse schlägt dem Takt dazu, indem daß er ihr aus eins mitte flache Hand bekloppt. wo er bloß trifft, vorne und hinten . . . Und ehr daß ich dem Unterkiefer wieder hochkrieg, wo mir vor Schreck aufe Brust gefallen is, fängt de Emma sich auch noch an zu entblättern. De Schuhe und de Strimpfe schmeißt se weg, dem Rock und de Blus, so daß ich mir gezwungen sah, mit Gewalt in dem Tanz einzugreifen, um Schlimmeres zu verhieten. Und da sah ich denn mit eins de Heemskes, wo ihr ieberall bekrochen hädden und nu auch all anfingen, dem Bauerochse zu behoppsen.

„Halt!" schrie ich, und damit meind ich nich de wietende Heemskes, sondern de Emma Und denn kriegd ich dem rettenden Einfall: Wasser! Ich sockd inne Waschkich, schraubt dem langen Gartenschlauch anne Leitung, und denn gings los. Dem ersten Strahl kriegd de Emma innes Gesicht, da war es am neetigsten. Denn kamen die andere Körperteile anne Reih, bis se von oben bis unten abgespritzt war. Die sah vleicht aus! Zum Wegrennen, sag ich Ihnen! Dafier war se aber de Heemskes los, die hädden in dem nassen Element ihrem Geist aufgegeben. Was sollden se schließlich tun! Die wo dem Bauerochse bekrochen hädden, ließ ich leben. sozusagen zur Zucht. Solld er sich doch schobben, wenn ihm jucken tat! Hädd ich ihm bespritzt, wär auch wieder nich gut gewesen. Denn hädd er bestimmt wegen die nasse Kleider gemault. Mittes Erdbeerenhacken war nu natierlich vorbei. De Emma mißd sich erst trockenes Zeig ankoddern, und denn hädd se es wieder mit ihr Kreiz. Und ich solld ihr mit Rindertalg einreiben, aber wir hadden keins. „Ich bring dir auße Stadt e Halbpfundche mit", sagd ich, und denn war ich auch all weg.

Damit komm ich nu zu dem oben erwähnten Raudschus, wo ich aufem Rummel traf. Er goß sich geradzig einem Ausgewachsenen hinterm Kragenknopf, wie ich ihm sah, und das war bestimmt nich der erste, auch nich der zweite . . . Aber er erkannd mir noch, umärmeld mir, goß mir dem Schnaps hintem im Kragen rein und fing an zu schluchzen wie e kleines Kind. Und wenn er zwischendurch Luft hold, kickd er mir ganz versonnen an und murmeld zärtlich: „Ausche, mein Ausche!"

Da sagd ich: „Erstens heiß ich nich Ausche, sondern Ernst, und zweitens wolld ich dir all zu Haus in Insterburg fragen, ob du dem Raudschus aus Korbjuten kennst. Nu find ich endlich dazu Gelegenheit."

„Wie soll ich alle Menschen kennen?" „Alle kannst ja nich kennen, aber ich dachd, weil der auch Raudschus heißt."

„Weißt, Ausche", meind er dadrauf, „so viele Leite nennen sich Raudschus, und wenn genau hinkickst, denn is nuscht dahinter!" Aber nu heerd er wenigstens auf zu weinen, und wie wir denn noch jeder e gebratenem Hahn und sechs kalte Klopse verdrickt hädden, da war er wieder einigermaßen verhandlungsfähig. Und denn kam es raus: Er hädd Liebeskummer, und dem wolld er aufem Rummel versäufen. Durche Zeitung hädd er e Mergellche kennengelernt, e sießes Lutschpungelche, und nu wolld er ihr heiraten. Die war aber erst zwanzig, und wie er ihr das erste Mal traf, mußd er zugeben, daß er all e alter Knacker war. Se hädd es sowieso gemerkt. Das gab nu dem ersten Riß, und ich solld ihm vernähen helfen.

„Aber was plagst dich denn, so e junge zu nehmen?"

„Ja", meind er, „e junge frißt auch nich mehr wie e alte, und ihre Muttche hat e ganzem Strumpf voll Geld gespart."

„Wenn du so rechnest, lieber Friedrich", sagd ich dadrauf, „denn stell man erst fest, wie groß de Muttche ihre Fieße sind . . . Außerdem: Eine Dame frißt nich, sondern ißt!"

„Ach, da war ich in Gedanken wieder mal bei unsre Kiehe." So schabberden wir hin und her, und ich merkd, der Friedrich war rettungslos verliebt in sein Lutschpungelche, wo iebrigens auf dem scheenen Namen Olga heerd. Und er ließ nich nach, bis ich ihm versprochen hadd, ihm bei die Eroberung vonne Olga mitsamt dem Sparstrumpf behilflich zu sein. Zuletzt einigden wir uns auf folgendem Plan: Wir sollden de Olga bei uns einladen, und denn sollden wir ihm prahlen und mächtig rausstreichen. Wie tichtig und fleißig er is und wie sehr er ihr liebt. Und ich solld ihr einschichtern, daß er sich womeeglich das Leben nimmt, wenn se ihm nich erheert. So sollden wir uns bemiehen, bei die bewußte Dame einem ginstigen Licht auf ihm zu schmeißen, bis se weich wurd und ihm nahm. Dafier schwor er mir ewige Dankbarkeit, und es solld unser Schaden nich sein, wenn es klappd.

„Ausche", sagd er zuletzt, „du bist mein Rettungsanker und meine ganze Hoffnung. Wenn du mir verläßt, is alles aus." Und denn fing er wieder an zu schluchzen, gab mir de Adreß vonne Olga und seine auch, und denn trennten wir sich wie zwei Verschwörer. Zu Haus huckd de Emma aufe Bettkant und kiehld sich ieberall, wo ihr de Heemskes gebissen hädden. Dem Rindertalg hädd ich auch vergessen. Da traud ich mir nich, vonne Olga zu erzählen. Nu lauer ich auf einem ginstigen Moment, wo ich ihr das schonend beibringen kann. Kneifen Se man dem Daumen!

Ich winsch Ihnen inzwischen gutes Ferienwetter ohne Heemskes. Herzliche Grieße

Ihr

Ernst Trostmann
Landbriefträger z. A.

Ist das Buch in Gefahr?

Kein Grund zu Pessimismus — Das Buch hat gute Chancen

In unseren Tagen wird häufig die Frage erörtert, ob das Buch im Zeichen von Fernsehen, Rundfunk und Film seine Stellung als Element der Bildung und Anregung wird behaupten können. Fernsehen, Rundfunk und Film sprechen weite Kreise an; werden sie die Wirkung des Buches auf die Dauer beeinträchtigen?

Man sollte hier nicht in Pessimismus machen. Das Buch hat an Geltung nichts eingebüßt. Es unterhält den Menschen von heute wie eh und je. Es hilft ihm, wenn es darum geht, Wissen zu gewinnen oder sich mit den Problemen der Gegenwart kritisch auseinanderzusetzen. Ja, man darf feststellen, daß der moderne Mensch lebhafter als in früheren Jahren zum guten Buch greift. Die Verbesserung der sozialen Bedingungen, wie Arbeitszeitverkürzung und arbeitsfreies Wochenende, hat eine bemerkenswerte Wendung zum Buch herbeigeführt. An dieser Entwicklung sind die Buchgemeinschaften maßgeblich beteiligt. In der Verbreitung wichtiger und wertvoller Literatur sehen sie ihre vornehmste Aufgabe, der einige unter ihnen schon seit Jahrzehnten dienen. Wie sehr sie verstanden wird, zeigt das ständige Anwachsen des Kreises von Bücherfreunden auch in Bevölkerungsschichten, die dem Buch gestern und vorgestern noch spröde gegenüberstanden.

Fragt man, warum sich die Buchgemeinschaften so großer Beliebtheit erfreuen, dann ist die Antwort leicht zu finden. Der Mensch unserer Zeit begreift, daß der Zusammenschluß gleichgesinnter Bücherliebhaber die Buchgemeinschaften und Leseringe in die Lage versetzt, gediegenen und zugleich preiswerten Lesestoff anzubieten. Wie vielseitig unter diesen Umständen das Angebot einer Buchgemeinschaft sein kann, beweist etwa die große Auswahl der Deutschen Buch-Gemeinschaft in Darmstadt. In ihr finden alle Gebiete der Literatur sorgfältige Berücksichtigung, von den berühmten Werken der Weltliteratur angefangen über Bücher der Kunst und Gegenwartsdichtung zu spannenden Reise- und Abenteuerschilderungen, die ebenso berücksichtigt werden wie populärwissenschaftliche Standardwerke und solche für den praktischen Gebrauch. Hervorragend redigierte Klassikerausgaben stehen neben dem wertvollen Jugendbuch. Wir geben hier nur ein paar Schlaglichter auf die Leistungen der Deutschen Buch-Gemeinschaft, deren Auswahlreihe heute mehr als 400 Bände umfaßt, und verweisen auf ihre literarische Zeitschrift „Die Lesestunde".

Das Feld der Bücher ist bestellt. Und da sollten wir um das Schicksal des guten Buches bange sein? pr.

Ein Requiem

Die zeitgenössische epische Dichtung hat zwei schwere Verluste erlitten. Eben 65jährig, starb der große Einzelgänger der deutschen Literatur Hans Henny Jahnn. Ein Unfall hat den jungen französischen Nobelpreisträger Albert Camus dahingerafft. Mit ihm verlor die europäische Jugend eines ihrer stärksten Vorbilder. Jahnn hat lange um den Rang kämpfen müssen, den ihm, dem leidenschaftlich modernen Dramatiker, die junge Generation der zwanziger Jahre prophezeite. In den braunen Jahren verfemt, kann sein Werk erst jetzt in einer umfassenden Auswahl hervortreten. Der Moderne Buch-Club, Darmstadt, gedachte mit ihr den lebenden Dichter zu ehren. Nun wird der von Professor Walter Muschg betreute Band zu einem Requiem für den lebendigen Toten. Das gleiche gilt für Camus' „Der Fremde", der im ersten Halbjahr 1961 vorliegen wird. — Weitere Titel des Jahres 1960: Böll: „Haus ohne Hüter"; Sartre: „Dramen", „Kreidestriche ins Ungewisse" — zwölf deutsche Hörspiele nach 45 und Julien Gracq: „Das Ufer der Sÿten." Dieses Programm führt aufgeschlossene Leser wieder an die Brennpunkte der modernen Problemliteratur und schlägt damit Brücken, die der Liebhaber der Dichtung nur begrüßen kann.

Schlager=Börse: Tendenz leicht rückläufig

Interessante Einzelheiten über den musikalischen Geschmack

Antworten auf Fragen nach dem musikalischen Geschmack zu geben, ist nicht einfach. Der Musikgeschmack ist nämlich nicht nur ein Ergebnis der Erziehung und des eigenen Verhältnisses zur Musik, sondern oft hat auch das persönliche Ansinnen, das an die Musik gestellt wird, entscheidenden Einfluß: damit taucht das Problem der „Hörintensität" und Aufnahmebereitschaft auf.

Man trifft doch immer wieder auf die musikalische Berieselungsanlage in Form des leise vor sich hintönenden Rundfunkgerätes oder des sich unaufhörlich selbst bedienenden Plattenwechslers: der im Raum Anwesende wünscht gar keine Musik zu hören, sondern ihm genügt das seine sonstige Tätigkeit untermalende musikalische Geräusch. Kann man in solchen Fällen überhaupt noch von Hörgenuß und somit auch von Musikgeschmack sprechen?

Über diese Frage unterhielten wir uns mit Fachleuten der DSG (Deutschen Schallplatten-Gemeinschaft) in Darmstadt. In dieser Musikgemeinschaft haben sich Zehntausende von Musikfreunden aller Alters- und Berufsschichten zusammengefunden, um regelmäßig gute Langspielplatten zu günstigen Preisen beziehen zu können. Man bestätigte uns, daß sich eine allgemeine Wendung zur klassischen Musik zeige. Der viel beschrieene und oft beschriebene „Publikumsgeschmack" sei doch besser, als man annehme. Der Bogen der klassischen Musik sei allerdings auch weit gespannt und gehe über die musikwissenschaftliche Bezeichnung hinaus: er umfaßt sowohl die Werke der großen Tonschöpfer wie Haydn, Mozart, Beethoven, Brahms und Bruckner als auch die bekannten Werke aus Oper und klassischer Operette und die Kompositionen moderner Meister wie Bartok, Strawinski und Orff. Daher berücksichtige man bei der Programmgestaltung besonders stark den Wunsch der angeschlossenen Musikfreunde nach klassischer Musik: sie nimmt auf hervorragenden Langspielplatten (meist 30 cm) im Vergleich zu anderen Musikarten den breitesten Raum im DSG-Repertoire ein.

Die Hinwendung zu ernst zu nehmender Musik wird durch gedruckte Einführungen in die Werke der Meister gefördert. Sie stammen aus der Feder bekannter Musikwissenschaftler. Die DSG (Deutsche Schallplatten-Gemeinschaft) in Darmstadt hat mit derartigen Interpretationen gute Erfahrungen gemacht. sp.

Neue Titel der Deutschen Buch=Gemeinschaft

Nachfolgend besprechen wir einige in der Deutschen Buch-Gemeinschaft, Darmstadt, erschienene Werke, die im Rahmen der günstigen Mitgliedsbedingungen für jeden Bücherfreund erhältlich sind.

Eduard Stucken: **„Die weißen Götter."** Roman (2 Bände), 1097 Seiten Nicht nur der überaus packende Stoff — der Untergang einer der bedeutendsten Kulturen der Welt: des Aztekenreiches —, sondern auch die dichterische Form macht „Die weißen Götter" zu einem Meisterwerk, dem die Weltliteratur kaum etwas Ähnliches an die Seite zu stellen hat. In zehnjährigem Schaffen erhielt der gigantische Stoff in den Händen des Dichters jene Gestaltung, Beseelung und Vergeistigung, durch die das Schicksal des Aztekenreiches menschlich erschütternd wirkt. Der Roman erzählt die Tragödie der einzigen Kultur, die eines gewaltsamen Todes starb. (Lizenzausgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft von Szolnay Verlag A. G., Berlin/Wien/Leipzig.)

Theodor Müller-Alfeld: **„Das Europa-Reisebuch"** — Frankreich, Spanien, Portugal. Mit 77 zweifarbigen Zeichnungen, 5 vierfarbigen und 37 zweifarbigen Karten. (416 Seiten.) Mit dem soeben erschienenen neuen Band der „Europa-Reisebücher" hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, für Frankreich, Spanien und Portugal Reiserouten zu entwickeln, die zu den schönsten und sehenswertesten Punkten führen und obendrein ein wirklich zutreffendes Gesamtbild von diesen Ländern vermitteln. Von Frankreich wird neben den Vogesen, Elsaß-Lothringen, der Champagne und Paris mit der Ile de France bevorzugt das ausgedehnte und vielgestaltige, dabei nur wenig bekannte Gebiet zwischen der Loire im Norden und der Mittelmeerküste und den Pyrenäen im Süden behandelt. Auf insgesamt drei ausführlich dargestellten Reisen erhält der Leser eine Fülle von nützlichen Hinweisen und wertvollen Anregungen.

Katherine Schermann: **„Arktischer Frühling"** (331 Seiten). Katherine Schermann und ihr Mann verbringen ihre Ferien regelmäßig in abgelegenen Gebieten der Erde. „Aktischer Frühling" berichtet vom Aufenthalt auf der einsamen Bylot-Insel in der Baffin-Bai, 700 Kilometer nördlich des Polarkreises. Ein abenteuerliches, sehr weiblich empfundenes Werk. Für Jugendliche zu empfehlen. (Lizenzausgabe der Deutschen Buchgemeinschaft vom Paul List Verlag, München.)

William E. Barret: **„Gottes linke Hand".** (Roman, 336 Seiten.) Carmody, ein junger Amerikaner, tritt als Pilot in chinesische Dienste und befliegt die Burmalinie. Im Kuen-Lung-Gebirge stürzt er ab. Nun beginnt für Carmody ein abenteuerliches Leben: gegen seinen Willen muß er in die Dienste des Räubergenerals Mieh Yang treten. Er wird des Generals Adjutant und Stellvertreter, bleibt aber Gefangener. Nach einiger Zeit wird ein katholischer Priester schwer verletzt in ein Lamakloster, in das der General sein Hauptquartier verlegt hat, eingeliefert. Er stirbt. Nun sieht Carmody eine Möglichkeit zur Flucht. Im Priestergewand gelingt ihm der Siebentagemarsch zu der Mission. Hier begrüßt man ihn als den lange erwarteten Priester, und Carmody fügt sich dem unbegreiflichen Willen Gottes. (Lizenzausgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft vom Carl Schünemann Verlag, Bremen.)

Lob der Heimat

Heinrich Eichen, dem Ostpreußen das Volkslied gewordene Gedicht „Abends treten Elche aus den Dünen . . ." verdankt, legt jetzt unter dem Titel „Glück des Lichtes" eine Handvoll Gedichte vor, die man als einen Lobgesang heimatlicher Landschaft ansprechen kann. Bei aller Musikalität volksliedhaft schlicht, bekennt sich hier ein Herz zu Seen und Wäldern, zu Haff, Palwe und Nehrung und erspürt die Wunder in Blume und Gräsern, in Sand und Wind. Die schlichtinnigen Strophen vertragen keine gewagten Modernismen, ein Schuß echter Romantik spricht aus den liedhaft klingenden Versen und verrät uns den naturfrommen Wanderer, den Staunenden, den Liebenden, dem abseits der großen Straßen und Häuserlabyrinthe ein heimlicher Kraftquell aufgesprungen ist, so reich, daß er davon mit vollen Händen wieder ausschütten kann: allen, die sich ihm anvertrauen. Ein Büchlein, das wir allen herzlich empfehlen können.

Heinrich Eichen: GLÜCK DES LICHTES. Gedichte. 48 Seiten, DM 2,—. Zu beziehen direkt vom Verlag Siegfried Schmidt, Hördt/Pfalz, Mühlweg 27, oder — falls eine Widmung gewünscht — beim Verfasser: Heinrich Eichen, Berlin NW 87, Tile-Wardenberg-Straße 10.

Königsberger Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 7 — Ausgabe B der Ostpreußen-Warte — Juli 1960

Eröffnung der Samlandbahn im Jahre 1900

Erinnerung an die erste Fahrt nach Warnicken

von Herbert Meinhard Mühlpfordt

Im Beginn des 19. Jahrhunderts setzte sich allmählich ein auf Bewunderung beruhendes freundschaftlicheres Verhältnis der Menschen zur Natur durch; das Grauen vor der Natur und ihren Gewalten verringerte sich, und der Menschheit gingen allmählich die Augen für ihre Schönheit und Großartigkeit auf. Man fing vereinzelt an, hohe Berge zu besteigen, sich der Alpennatur zu freuen und auch dem Meer freundliche Seiten abzugewinnen. Während früher nur Einzelne die überraschende Entdeckung gemacht hatten, daß man im Meer auch baden könne, gab es jetzt schon eine Reihe Seebäder.

Königsbergs erstes Seebad war Cranz, das durch das Betreiben des Königsberger Medizinalrates Dr. Kessel bereits 1816 zum Seebad erhoben worden war. Doch beengte die Verpachtung des Bernsteinrechtes an Privatunternehmer die Freiheit des Strandlebens.

Als aber 1837 die Strandorte das Bernsteinrecht pachteten, kam lebhaftes Badeleben auf, und nun lief das liebliche Neukuhren Cranz beinahe den Rang ab. Auch an der Westküste des Samlandes entstand, durch den Bau der Lizentbahn nach Pillau 1865 begünstigt, ein echtes Seebad: Neuhäuser, die Villenkolonie reicher Königsberger Kaufleute. Zwar hatte schon der kranke Heinrich von Kleist im Jahre 1810 im Hafen von Pillau an der See Erholung gesucht, aber ein Seebad ist Pillau erst in unserem Jahrhundert geworden.

Während an die Westküste also die Staatsbahn verhältnismäßig wenige Besucher brachte, mußten die „Sommerfrischler" nach Cranz und Neukuhren mit den beliebten „Journalièren" fahren, breiten, kastenartigen Gefährten nach dem Vorbild der „Kremser", mit einem Dach auf vier Eckstangen, zwischen denen bei Wind und Wetter Zeltplane gespannt werden konnten.

Aber die Zivilisation schreitet fort: am 8. Juli 1885 wurde die Cranzer Bahn eröffnet. Jetzt wurde Cranz nicht nur von Sommergästen, sondern auch von Sommerausflüglern sozusagen überschwemmt — was man freilich, an der heutigen Reisewut gemessen, nicht allzu wörtlich nehmen darf.

Die Aktien der Bahn warfen hohe Dividende ab, und nicht zuletzt was es dies, was zu dem Bau eines neuen Schienenstranges führte, der nicht nur das altbeliebte, später durch den Bau des Flugplatzes zurückgedrängte Neukuhren berührte, sondern auch das innere Samland erschloß und in die wilde Schönheit der großartigen Steilküste des nordwestlichen Samlandzipfels hineinführte.

Die Gründungssumme der neuen A. G. betrug 1,5 Millionen Mark. Staat und Provinz lehnten jede Beteiligung ab. Nicht vorhergesehene Bauschwierigkeiten, besonders am Katzabahndamm, überschritten den Voranschlag um mehr als 2 Millionen Mark, die nun von der Provinz und Kreis Fischhausen durch Darlehn und Aktienbeteiligung gedeckt wurden.

Schließlich mußten, um den Eröffnungstag einhalten zu können, noch zwei Eisenbahnkompagnieen zur Hilfe herangezogen werden. So wurde die 45,2 km lange Strecke von Königsberg bis Warnicken doch pünktlich fertig.

Sonnabend, der 14. Juli 1900, war der Tag der Eröffnung der „Samlandbahn". Das Königsberger Bahnhofsgebäude war zwar nur ein kleiner, recht dürftiger Holzbau, der längst nicht so bedeutend wirkte wie die braune Holzvorhalle des Cranzer Bahnhofes, aber die Lokomotive stand schon qualmend und mit Grün geschmückt vor dem Zug, von dessen Wagen ebenfalls grüne Zweige festlich winkten.

In dem Zug fuhren die Spitzen der Behörden und der Presse oder ihre Vertreter, von der Direktion eingeladen, mit; die erste öffentliche Fahrt fand erst am Tage darauf, am Sonntag, statt.

Ich war bei dieser Fahrt nicht dabei, auch nicht am ersten Sonntag, dem 15. Juli, aber mein Bruder und ich durften meine Eltern am 22. oder 29. Juli begleiten, und diese Fahrt will ich jetzt schildern.

Es war ein sonniger, schöner Sommertag. Nur eine kleine Strecke hinter dem uns Kindern wohlbekannten Cranzer Bahnhof ging es von der Fuchsberger Allee rechter Hand unter einer auf zwei Stangen befestigten großen Tafel „Samlandbahn" über eine hölzerne Brücke des Hufenbaches zum bescheidenen „Stationsgebäude".

Der Schalter war schwer belagert, denn alle, die bereits die ersten Fahrten hinter sich hatten, waren von den Ausflügen ganz begeistert, und das Lob der Steilküste, die bisher nur die Sommerfrischler Neukuhrens gekannt hatten, war allgemein.

Auf dem Bahnsteig stand die sechsräderige dampfende und fauchende Lokomotive, und eine lange Wagenfolge war an sie gekoppelt, um all die herbeieilenden Reiselustigen aufzunehmen.

Diese Wagen waren eine richtige Sensation: riesige, dicht nebeneinander liegende Scheiben machten sie zu „Aussichtswagen", die zu rühmen auch die Presse der guten Stadt Königsberg nicht vergessen hatte.

Das war freilich etwas anderes als die finsteren Wagen der Cranzer Bahn oder gar die umgebauten Viehwagen der Lizentbahn, die, mit winzigen Fensterchen versehen, nach Metgethen fuhren!

Auch brauchten die Schaffner hier nicht, wie auf der Cranzer Bahn, zur Fahrkartenkontrolle während der rasenden Fahrt von Trittbrett zu Trittbrett der Wagen überzuspringen, sondern konnten bequem über eiserne Brücken von „Perron" zu „Perron" herüberschlendern.

Helle Haufen festlich und bunt gekleideter Ausflügler strömten herbei und bestiegen in froher Erwartung die schönen neuen Wagen. Zugführer und Schaffner liefen geschäftig hin und her.

Endlich, von all den mit Holzschaufelchen und Eimern für den Strand bewehrten ungeduldig erwartet, setzte sich der Zug in Bewegung.

Ein Weilchen folgte die Strecke den Gleisen der Cranzer Bahn, dann aber ging es in großem Bogen nach Westen. Die erste „Station" war Kohlhof. So unbedeutend sie war, denn sie war eigentlich nur für das Gut Kohlhof da, so hatte sie doch ein hellbraun gestrichenes Häuschen, in dem sich der Warteraum befand. Als einzigen Schmuck trug es über dem Bahnhofsschild geschnitzte Drachenköpfe, die uns Kindern viel Spaß machten. Fahrkarten gab es an diesen kleinen Bahnhöfen nicht, sie wurden im Zuge gelöst.

Die Türme von Königsberg, von denen der weiß-rot sandsteinimitierte Aussichtsturm im Tiergarten am nächsten lag, versanken allmählich, die Ottokar-Kirche war noch nicht gebaut und die Luisenkirche erst im Bau, und der Zug zuckelte durch freie Felder.

Über den freundlichen und beliebten Ausflugsort „Trenker Waldhaus", der erst 1919 durch die neue Siedlung Tannenwalde ersetzt wurde, erreichte der Zug Goldschmiede. Wohl nur wenige Königsberger wußten, daß dieser Ort seinen Namen von Herzog Albrechts Leibarzt Dr. Aurifaber, der seinen Namen Goldschmidt lateinisiert hatte, trug. Für treue Dienste hatte sein Fürst ihm dieses Gut geschenkt. Ja, damals wußte man ärztliches Können noch fürstlich zu ehren!

An der unfernen „Chaussee" sah man das weiße Gutshaus „Fuchsberg" liegen.

Die vierte Haltestelle war Gallhöfen, wo auf dem Bahnsteig kein Häuschen, sondern nur eine Bank stand, wodurch schon die Bedeutungslosigkeit dieser „Station" gekennzeichnet war. Und sehr bald pflegten die meisten Züge hier durchzusausen.

Mednicken! Hier hatte man, der Bedeutung des Bahnhofes gemäß, auf dem sich zwei Züge zu kreuzen pflegten, ein größeres drachenverziertes Häuschen hingebaut, denn von hier aus würden ja viele Ausflügler nach allen Seiten hin ihre Wanderungen unternehmen.

Da war westlich die alte Ordensmühle Mühlfeld und der Landgraben und unweit der wunderschöne Wargener Teich mit seinen beiden interessanten prußischen Fliehburgen, der alten schönen Ordenskirche Wargen und seinem bescheidenen Gasthaus am Teich, auf dem man schon bald „Kahnchen fahren" konnte. Die Wanderung von hier am Landgraben entlang nach Metgethen oder Juditten war wohl der schönste Frühlingsspaziergang der Königsberger. Dann war alles blau von Veilchen.

Östlich kam man zum 2,5 km langen, stark verlandendem Pilzenteich und zum Tannenkrug, dem beliebten Verschnaufe- und Futterplatz der Journalieren — Menschen und Pferde — auf ihrer weiten Reise über Pobethen und Rantau nach Neukuhren.

Noch weiter grüßte ein grüner Berg herüber, zu dem man nur schwer gelangen konnte, denn da er Privatbesitz von Grünhoff war, störte kein Wegweiser die Einsamkeit. Es war der 80 m hohe Schulmeisterberg, der höchste Punkt einer eiszeitlichen Erdmoräne. Seine Aussicht war verwachsen, aber in seinem schönen Mischwald gab es unendlich viele Maiglöckchen. Nördlich von ihm lag der schöne Engerteich mitten im Walde.

Hatte sich die Lokomotive in Mednicken, wo viel viel später, Ende der zwanziger Jahre, sich ebenfalls ein Storchenpärchen auf einem Telegraphenmast ansiedelte — nach dem Vorbild des Kobbelbudener von 1926 — losgeeist, so tauchte bald das „Alkgebirge" auf mit seinen Hügelzügen und dunklen Wäldern. Der Galtgarten war nicht sicher auszumachen, denn kein Turm krönte ihn.

Uns ungeduldigen Kindern ging die Fahrt an die „liebe See" schon jetzt nicht schnell genug — so viele Haltestellen! Das war so ermüdend! Auf der Cranzer Bahn gab es nur sieben: Rothenstein, Nesselbeck, Gr. Raum, Mollehnen, Laptau und Bledau!

Doch die größte Geduldsprobe kam erst noch! Die Ausläufer des Alkgebirges durchschneidend, lief der Zug nun in Mariendorf ein.

„Fünfzehn Minuten Aufenthalt!" rief der Schaffner aus. Man wußte es schon: dieser große Bahnhof und werdende Knotenpunkt würde bald — die Gleise sah man schon — den Verkehr nach Fischhausen über Thierenberg und Gaffken vermitteln. Die Strecke war bereits im Bau und wurde auch am 1. Oktober desselben Jahres 1900 eröffnet: die Fischhausener Kreisbahn.

Der Aufenthalt war begründet. Denn die kleine schwache Lokomotive mußte hier aus einem großen Wassertank — das Wort Tank war allerdings noch nicht erfunden — neues Kesselwasser einnehmen, denn Mariendorf war gerade die Hälfte der damaligen Strecke bis Warnicken.

Auf der Höhe nördlich oberhalb des Bahnhofs, dem Steetberge, hatte sich ein „Kurhaus Dellgienen" aufgetan, ein schmucker Holzbau, der auf seinen Anteil an den Gästen, die die Bahn brachte, wartete. Er erwies sich jedoch als Fehlspekulation, denn die Ausflügler strebten zum Strande, und die wenigen, die in Marienhof ausstiegen, wanderten zum Galtgarten. So wurde der große Bau schon nach zwei Jahren auf Abbruch verkauft.

Endlich ging es prustend und fauchend weiter.

Da tat sich plötzlich die Tür des Wagens auf und hereintrat freundlich lächelnd, durch das funkelnagelneue rote Lederbandelier als Zugführer kenntlich, ein schnauzbärtiger Bahnbeamter und bot eine Serie von zwölf Ansichtskarten der schönsten Aussichtspunkte an. Sie kosteten eine Mark und wurden natürlich in rauhen Mengen gekauft.

Die nächste Haltestelle war Perteltnicken, ein kleiner Bahnhof mit bescheidenem Drachenhaus, wo selten einer einstieg. Erst 1896 wurde hier die einzige Fischzuchtanstalt Ostpreußens ausgebaut. Schon zu Herzog Albrechts Zeiten waren hier Fischteiche; zuletzt waren es 44 größere und kleinere Teiche, in denen Karpfen, Forellen, Saiblinge, Schleie, Karauschen und Goldorfe gezüchtet wurden. Dann folgte der Bahnhof Pobethen-Wartnicken. Von Pobethen sah man östlich aus dem Tal die schlanke Spitze des alten Ordenskirchturms hervorragen, das Dorf war nicht zu erblicken. Im Westen konnte man das nahe Gut Wartnicken mit seinen Insthäusern auch nur ahnen, denn hier versperrte ein Hügel die Aussicht.

Im ersten Jahr kam es öfters vor, daß Ausflügler mit Karten nach Warnicken bereits hier ausstiegen; auch sonst mochten Verwechslungen häufig sein. Deshalb entschloß sich der Gutsbesitzer von Wartnicken, ein Freiherr von König, 1901 den alten preußischen Namen seines Gutes umzutaufen. Er wählte den Namen Watzum seines im Kreise Wolfenbüttel liegenden Stammgutes.

So wurde auch der Bahnhof einige Jahre später in Watzum-Pobethen umgetauft.

Der Zug keuchte weiter. Bald wurde an heißen Tagen die Luft merklich frischer und man sah rechter Hand vor sich das weite blaue Meer, dessen Schaumkämme an die Rantauer Spitze anschlugen.

Linker Hand aber erhob sich das „Kleine Gebirge" mit dem 86,5 m hohen Kalthöfer Berg, von dessen kahler Höhe sich ein schöner umfassender Blick auf die Samlandküste bot. Man konnte ihn vom Bahnhof Kalthof erreichen und durch tief einschneidende Täler und schöne Gehölze des obersten Lachsbachtales Alexwangen und Tykrehnen nach Rauschen hinuntergehen.

Mit großer Ungeduld erlebte man noch einen Aufenthalt in Lixeiden, dann rollte der Zug im weitbekannten Seebad Neukuhren ein.

Es war im Jahre 1900 viel vornehmer und „komfortabler" als das noch ganz bescheidene Rauschen. Der berühmte Birnbaum vor dem Kurhaus wurde bei den „Reunions" noch umtanzt, genau wie zu Ferdinand Gregorovius Zeiten, der dies in seinen „Idyllen vom Baltischen Ufer" so hübsch schildert.

Nach etwas längerem Aufenthalt ging es nun durch den kleinen Wald über den Lachsbach nach Rauschen. Man sah links im berühmte Lachsbachtal in dem man den Bortenstein liegen wußte, rechts aber immer auf die freie See. Kirchturm und Warmbad von Rauschen winkten noch nicht — sie wurden erst später gebaut; im Tal des Mühlenbaches aber lagen die wenigen bescheidenen Häuschen von Sassau.

Hinter dem Bahnhof „Rauschen" — die Bezeichnung „Rauschen Ort" kam erst 1906/7 in Gebrauch, als der Bahnhof „Rauschen-Düne" entstand — war ein bedeutender Durchstich durch die Sandhügel des Teichwaldes notwendig geworden; einmal kam es durch rutschende Sandmassen zur Verschüttung der Strecke; beim Bau brauchte das Erdreich jedoch nicht weit bewegt zu werden, denn das Gelände senkte sich bald in die Niederung der Katze, die nach einem Sudauerhäuptling Catcze ihren Namen trägt. Sie entspringt in der Warnicker Forst bei Alt-Katzkeim und bildet die wunderschönen, interessanten, wenn auch an Kreuzottern reichen Katzegründe. Hier, wo das Flüßchen in den idyllischen Rauschener Mühlenteich mündete, wurde ein mächtiger Damm (eben jener, der beim Bau so viele Mehrkosten gemacht hatte) aufgeschüttet, auf den später die blauen Lupinen zu vielen Tausenden wuchsen — in der Blütezeit ein herrlicher Anblick.

Der für den Landweg nach Schönwalde den Damm durchbohrende Tunnel war übrigens ein ganz besonders schöner Flüstertunnel, in dem man an einem Ausgang leise geflüsterte Worte am anderen ganz laut verstand.

An der Gausupschlucht, an ihrem Scheitelpunkt, da, wo der Fahrweg nach Hirschau die Geleise kreuzte, stand dann das nächste Drachenbahnhofshäuschen „Gausupschlucht". Mit dem Bau des Bahnhofs Rauschen-Düne wurde es überflüssig.

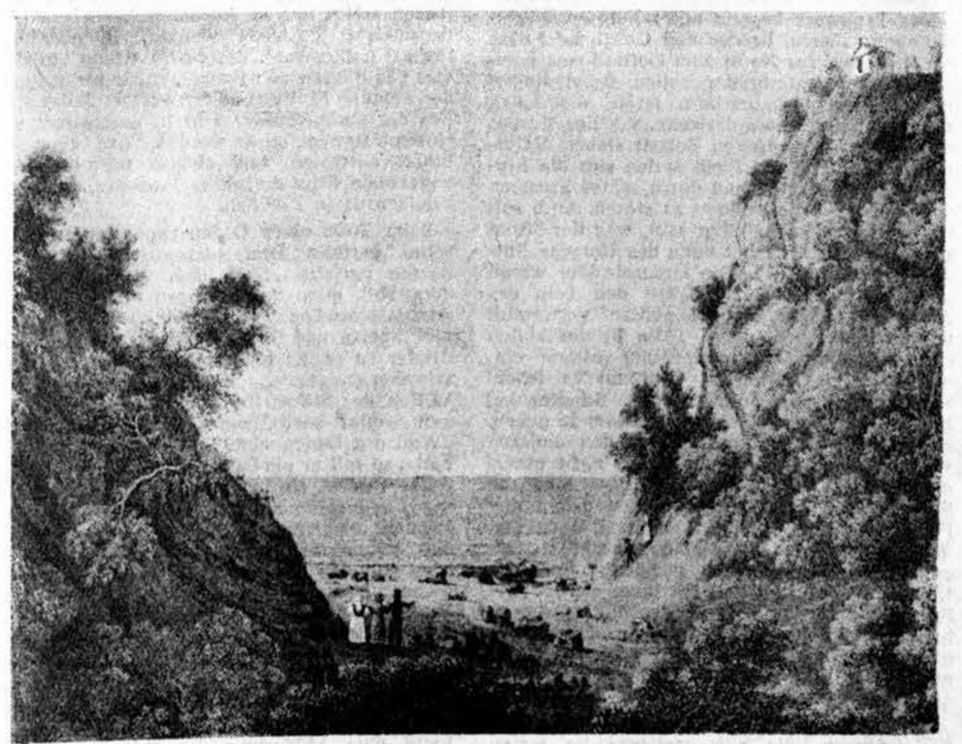
Noch kam die Haltestelle Georgenswalde, und dann ging es in schnurgerader Linie zum Endbahnhof Warnicken.

Dieser Bahnbau, der zuerst so viele Sorgen hervorgerufen hatte, brachte später hohe Dividende; waren im ersten Betriebsjahr 1900 157 831 Personen befördert worden, so waren es 1920 bereits 1 217 720 Fahrgäste gewesen.

Erst im zweiten Weltkriege wurde die Strecke über Groß-Dirschkeim nach Palmnicken gebaut und hat wohl noch dazu beigetragen, Flüchtlinge nach Pillau zu bringen. —

Ja — die Fahrt nach Warnicken war anno 1900 eine langsame Angelegenheit, die an die drei Stunden dauerte. Aber der Aufstieg, den unsere schönsten Seebäder der Nordküste mit dem Bau der Samlandbahn nahmen, war beispiellos, und unaufhörlich ließe sich davon und von ihren Schönheiten erzählen.

Doch bewahren wir dies lieber in unserem Herzen, bis dereinst — vielleicht früher, als die meisten ahnen — die Stunde schlägt, wo wir sie und ihre unvergängliche landschaftliche Schönheit wiedersehen werden.



Die Wolfsschlucht bei Warnicken / Nach einer Lithographie von O. Hermann

Die vor uns lebten / Zum 70. Geburtstag der ostpreußischen Dichterin Charlotte Keyser

Wer dieser liebenswerten Gestalt unter den ostdeutschen Dichterinnen einmal begegnet ist, der hat den Eindruck von etwas Hellem, Sauberem, Ausgewogenem. Das Besinnliche, das im Vordergrund steht, paart sich mit leichter Wehmut über den ewigen Fluß des Lebens, über die Unergründlichkeit des Schicksals, und sie kommt so zur Darstellung des Vergangenen. Charlotte Keyser kann als eine der wenigen Ostdeutschen Tote auferstehen lassen, das heißt, ihre Phantasie und ihr historisches Wissen verbinden sich in glücklicher Weise zu der Fähigkeit, in vergilbten Papieren und Akten den Atem des Lebendigen aufzuspüren und lebendige Menschen in ihren vielfältigen Lebensbezügen und Schicksalen vor uns hinzustellen. Das geschieht in ihren beiden großen Romanen „Und immer neue Tage" und „Schritte über die Schwelle", die in dem ostpreußischen Verlag Gräfe und Unzer, dem lebenslangen Betreuer der Dichterin, erschienen sind. Dabei machen diese Romane nicht den Eindruck gelehrten Studiums wie oft historische Dichtung, sondern man spürt, daß alles warmes, pulsendes Leben ist und daß alles eben erst gewesen sein könnte. Die Dinge haben also die Atmosphäre des Gegenwärtigen.

Die Dichterin, die in einer behüteten Familie aufgewachsen ist, kann die Beziehungen zwischen den Generationen und dem großen Kreis der Verwandten und Freunde überzeugend darstellen. Sie hat auch, was den meisten ostdeutschen Dichtern schwer fällt, eine angeborene Anlage, das Ckarakteristische der Menschen zu sehen und vor allem gesellschaftliche Bezüge harmonisch und ausgewogen wiederzugeben. Dialoge, gesellschaftliche Umgangsformen, Feiern und Feste in bunter Folge und echt ostpreußischer Ausgedehntheit gelingen ihr stets fesselnd, niemals banal, oft mit leichtem Humor, wobei sie auch Krisen und menschlichen Unzulänglichkeiten keineswegs aus dem Wege geht. Das Dunkle ist ebenso wie das Helle bei ihr da, was aber nicht da ist, ist das Kriminelle, das Absurde, das Revolutionäre. Ihre Menschen sind heil und ungebrochen mit festen religiösen, nationalen und charakterlichen Standpunkten, sie sind Menschen von Fleisch und Blut und weder Schemen noch ideologische Entwürfe noch dekadente Existenzen. In diesem Sinne ist Charlotte Keyser wie alle Dichter und Heimatdichter des deutschen Ostens eine Ordnungsmacht, an der die Vokabeln vom „reduzierten Menschen" oder von der „Absurdität der menschlichen Existenz" zerschellen. Gewiß ist die Welt stärker als der Mensch, und die Dunkelheiten und Zwiespältigkeiten der Welt sind unergründlich, aber es ist Aufgabe der Dichter, das Dunkel zu durchleuchten — „Und dann wurde es hell" — die Kontinuität des Lebens zu erhalten — „Und immer neue Tage" und die Schicksalslinien zu entwirren im Sinne einer transzendentalen Harmonie — „Schritte über die Schwelle".

Die Dichterin entstammt der fruchtbaren Erde des Memelstromlandes und des Kurischen Haffes und hat als Kind die grüne Welt am Atmathstrom mit ihren Tieren, ihrer Weite und Einsamkeit, ihren originellen Menschen, dem Zauber der Stromlandschaft wie der alten Sitten und Gebräuche in sich aufgenommen. Aus diesem Bereich kommen ihre Fähigkeiten, heimatlich und volkstümlich jene Landschaft mit besonderer Intensität zu beschreiben und jenen Menschenschlag in seiner Urwüchsigkeit darzustellen. Wir erleben das in besonderem Maße in ihren plattdeutschen Liedern „Bi ons to Hus", Lieder, die sie selbst dichtet und singt, und die von Holland bis Riga in der annähernd gleichen Sprache verstanden und geliebt werden. Sie breitet dabei einen reichen folkloristischen Teppich vor uns aus, der die Heimat in Sinn, Wesen, Klang und Rhythmus vor uns erstehen läßt.

Ihr erstes Buch außer einigen Feuilletons ist die Novelle „In stillen Dörfern", die das Land an der Atmath und Pokallna mit seinem ganzen Zauber einfängt und die schwerblütigen Menschen mit ihrem treuen Sinn und Sinnieren um das Echte im Leben darstellt. Frisch und lebendig, dramatisch und spannend ist es eines ihrer schönsten Bücher und das, was am stärksten die Atmosphäre des Memelländischen in sich trägt, vielfach an Sudermanns „Litauische Geschichten" erinnernd, aber doch eigenwüchsig und in der Sprache, die noch die Diktion kurisch-litauischer Herkunft verrät, urwüchsiger als Sudermanns Hochdeutsch. Die Novelle befindet sich heute in dem Sammelband „Und dann wurde es hell", der auch die plastische Erzählung „Der klagende Brunnen" und „Der Enterbte" enthält. „Der Enterbte" ist eine schmale Novelle, die stilistisch und in bezug auf Verdichtung und Reife wohl als Höhepunkt ihrer dichterischen Leistung bezeichnet werden muß.

War bisher von Gegenwartserzählungen aus heimatlichem Raum die Rede, die auf Kindheitseindrücke zurückzuführen sind und auf spätere Erlebnisse am Memelstrom und auf der Kurischen Nehrung, so hat sie als Kind noch andere Bezüge kennengelernt, die fruchtbar wurden: die gesellschaftlichen auf großen Gütern und bei den reichen Spediteuren am Memelstrom. Sie selbst entstammt einer solchen Familie und konnte als Kind in einer glückhaften Art in dem reichen „Herrendorf Russ" das vielfältige Gesellschaftsleben bei Nachbarn, Freunden, unter anderem bei den sehr bedeutenden Männern jener Gegend, Ernst Ancker und Oekonomierat Hugo Scheu, die auch Freunde Sudermanns waren, miterleben. Aus dieser Wurzel entstanden bei ihrem Hang zum Vergangenen und ihrer Freude an alten Familiengeschichten die beiden großen historischen Romane „Und immer neue Tage" und Schritte über die Schwelle", die im 18. Jahrhundert spielen, das erste im Memeldelta und das zweite in Tilsit. Über die Bedeutung dieser Bücher wurde schon am Anfang dieses Artikels gesprochen. Sie haben als deutsche Familienromane weit über den Heimatraum des deutschen Ostens Anerkennung und Freundschaft gefunden.



Das Leben der Dichterin, die nicht nur dem Wort, sondern auch der Musik und der Malerei verhaftet ist, verlief ohne große Umbrüche und revolutionäre Akte, die äußerlich sichtbar würden. Sie blieb bis zur großen Austreibung dem memelländischen Heimatraum treu. Wer jedoch ihre Bücher kennt, weiß, daß ohne Krisen und innere Auseinandersetzungen ein so hoher Grad von Reife und Menschenkenntnis nicht erworben werden kann. Es wäre noch viel über ihre Heimatliebe, die sich auch heute noch durch ihre Leseabende bei Veranstaltungen der ostpreußischen Landsmannschaft dokumentiert, zu sagen, über ihre Gedichte, über ihre vielen Kalendergeschichten, aber es scheint uns wesentlicher, einige Worte zu ihrem eigentlichen dichterischen und menschlichen Anliegen zu finden.

Wer ist Charlotte Keyser und was scheint, nach ihren Werken, ihre besondere Aufgabe zu sein? Es ist nichts anderes als die Aufgabe aller echten Menschenführung durch die Mittel der Kunst, einen Weg aus dem Dunkel zu weisen, stärker zu sein als das Schicksal, Verbiutungen zu stillen, Verletzungen zu heilen. Der Titel „Und dann wurde es hell" ist natürlich Symbol und weist letztlich auf eine moralische Kategorie. Die Enterbten, sei es die des Vaterhauses oder die der Liebe finden heim. Die Dichterin korrigiert das Leben und das Schicksal, sie treibt Sinndeutung, indem sie das Krasse mildert, das Verwirrende löst, das Zerrissene bindet und das Unvollkommene vollkommen macht. Sie tut es nicht durch revolutionäre Akte, sondern ihre Menschen müssen ihre Schicksale in Demut und Treue vor der Realität und Gott austragen. Sie hat einen langen Atem, es geht um Jahre, oft um das ganze Leben. Die Dichterin weiß von den Krisenpunkten des Lebens: die Schwelle als Symbol, über Gehen und Kommen entscheidet ein einziger Schritt.

In „Der klagende Brunnen" finden wir diese Sätze: „Wie heißt die seelische Tat, die Mißstände innerlicher Art beseitigt? — Gerechtigkeit!! Wie heißt der Weg, der den Menschen zu dieser Tat geleitet? — Einkehr heißt er und Demut vor der Wahrheit!" Und in „Der Enterbte" heißt es: „Buße ist ein weiter Weg, niemand vermag zu ermessen, wie endlos lang der Weg der Buße ist!" Wenn es auch nicht Aufgabe eines Dichters ist zu dozieren, sondern zu gestalten, wie es Charlotte Keyser tut, so hat sie doch in diesen Sätzen wesentliche Merkmale ihres Anliegens offenbart. Sie steht in der Tradition des christlichen Abendlandes, auch in ihrer Dichtung das Menschenbild im Sinne des Guten und Vollkommenen zu formen und zu erhöhen.

Rudolf Naujok

Kulturelle Nachrichten

Ostpreußische Kulturpreise

Die Delegiertenversammlung der Landsmannschaft Ostpreußen hat beschlossen, ihre Kulturpreise zu je 1000 DM an folgende Persönlichkeiten zu vergeben: an den 80jährigen Königsberger Dichter Walter Scheffler, an den 68jährigen Maler Ernst Mollenhauer und an den 74jährigen Komponisten und Musikschriftsteller Dr. Erwin Kroll. Die Übergabe der Preise wird auf dem am 10. Juli in Düsseldorf stattfindenden Bundestag der Landsmannschaft Ostpreußen vorgenommen werden.

Preis für Karl Eulenstein

Unter den diesjährigen sechs Preisträgern der „Großen Deutschen Kunstausstellung 1960" ist der Memeler Maler Karl Eulenstein. Der Preis ist mit einer Ehrengabe von 1000 DM verbunden.

Großkreuz für Hans von Hülsen

Der westpreußische Schriftsteller Hans von Hülsen wurde anläßlich seines 70. Geburtstages mit dem Großkreuz des Bundesverdienstkreuzes ausgezeichnet, in Anerkennung vor allem seiner Verdienste um die deutsch-italienischen Kulturbeziehungen.

Käthe-Kollwitz-Relief: 4000 DM

Das Bronze-Relief „Die Klage" von Käthe Kollwitz erbrachte zu Beginn der großen Auktionssaison in der Versteigerung des Kunsthauses Dr. Hauswedell in Hamburg 4000 DM.

Das ostdeutsche Jugendbuch

Die Zeitschrift „Der Deutschunterricht", Verlag Klett, Stuttgart, widmet das Heft 6 des Jahrganges 1959 dem guten Jugendbuch. Darin behandelt u. a. Rudolf Naujok auf 18 Seiten „Das ostdeutsche Jugendbuch". Dem Aufsatz ist ein Verzeichnis von etwa 230 Jugendbüchern beigefügt, geordnet nach folgenden Sachgebieten: Märchen und Sagen, Geschichte, Jugenderinnerungen, Technik und Sport, Bildbände, Landschaft und Volkstum, Tierbücher, Vertriebenenschicksal. Die meisten Titel sind durch ein bis drei Zeilen erläutert; auch ist die Mindestaltersstufe für die Lektüre angegeben. Aufsatz und Verzeichnis können allen ostkundlichen Erziehern dringend empfohlen werden.

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

Zwei Jahrhunderte nach der Ordensgründung vor den Mauern Akkons hatte der Ritterorden ähnliche Ordensgemeinschaften an Macht und Größe weit überflügelt. Obwohl die Kreuzzüge im Gelobten Lande längst vergessen waren, galt der Ritterorden in der Christenheit noch immer als geistiger Nachfolger der Kreuzfahrer, da er im Osten in ähnlicher Weise für das Kreuz gestritten hatte wie damals mit den Sarazenen. Und noch immer flossen ihm die zur Bewachung und Erhaltung des Heiligen Grabes zugedachten frommen Stiftungen zu, hatte doch selbst Papst Honorius die Gläubigen dazu immer wieder ermuntert, „denn was man den Deutschen Brüdern gibt, wird niedergelegt in die himmlische Schatzkammer, darinnen kein Rost frisset und kein Wurm naget".

Der Ritterorden war reich und konnte es darin mit jedem Reichsfürsten aufnehmen. Denn er war nicht nur unumschränkter Herr über Preußenland, das ein Zeitgenosse als eine „wahre Schmeergrube" (Fettgrube) preist, sondern ihm gehörte dank großzügiger Schenkungen, woran auch Kaiser, Könige und Fürsten beteiligt gewesen sind, Landbesitz in manchen deutschen Gauen, z. B. in Brandenburg, Thüringen und am Rhein, und er unterhielt dort stattliche „Deutsche Häuser" als Ausbildungsstätten für Ordens- und Laienbrüder. So hat beispielsweise der nachmals berühmte Ordensbaumeister Nicolaus Fellensteyn erst eine mehrjährige sorgfältige Ausbildung im „Deutschen Haus" zu Koblenz genossen, ehe ihn Konrad von Jungingen in seine Hochmeisterresidenz an der Nogat berufen hat. Von Fellensteyn kam auch die Initiative für den Bau der Tilsiter Ordensburg, wofür er selbst den Entwurf gemacht hat, ebenso wie für einen Durchbau der Komtureiburg Ragnit.

Nur der Orden in seiner Gesamtheit durfte irdische Güter besitzen, denn die von den frommen Ordensstiftern, meist Lübecker und Bremer Bürger, aufgestellte oberste Grundregel für alle Ordensangehörigen besagte: „Drei Dinge sind die Grundfesten eines geistigen Lebens, alsda das erste ist Keuschheit ewiglich, das andere der Verzicht eigenen Willens, das ist Gehorsam bis zum Tod, das dritte ist die Ausgelobung der Armut. Denn diese drei Dinge bilden den begebenen Menschen in unserem Herrn Jesu Christi. Das bedeutete, daß jeder, der in den Ritterorden eintrat, sich allen dessen entäußern mußte, was ihm bisher lieb und teuer gewesen, fortan war er nur ein der Menschheit und der Kirche Dienender, sein künftiges Leben unterlag bis zur Bahre strengen Ordensregeln.

Das Tagewerk begann mit religiösen Pflichtübungen. „Laien, Brüder und Geistliche sollen am Tage und zur Nacht zum Gottesdienst kommen. Die Priesterbrüder sollen dabei singen und in den Gebetbüchern lesen, die Laien sollen vor der Messe dreizehn, vor der Vesper neun, vor jeder anderen Betzeit sieben Vaterunser sprechen. Mit Fleiß sollen sich die Brüder befleißigen, niemand durch spätes Kommen oder Sprechen die anderen zu stören. Auch soll das Herz an dem beteiligt sein, was der Mund spricht, weil das Gebet ohne des Herzens Mitdenken kraftlos ist". Die Ordensbrüder waren gehalten, siebenmal im Jahre den Leib des Herrn zu empfangen. Sie sollten verträglich miteinander leben, denn! „Alle Brüder sollen sich befleißigen, in brüderlicher Minne einmütiglich im Geiste der Sanftmut zu leben. Keiner raune vom anderen Ubles. Schelten und Fluchen darf aus keines Bruders Munde gehen. Hat ein Bruder sich aber gegen den anderen vergangen, so soll er die Sonne nicht untergehen lassen über seinen Zorn. — Sind die Brüder auf Wegfahrt oder ziehen gegen den Feind, so sollen sie den Leuten in Wort und Werken ein gutes Beispiel geben und so zeigen, daß sie das Kreuz nicht nur äußerlich tragen, sondern daß Gott mit ihnen ist. — Alle Brüder sollen ihr Haar ordentlich geschoren halten, damit man gleich erkenne, daß sie begebene Leute sind." Den Priesterbrüdern dagegen war eine nicht zu kleine Tonsur vorgeschrieben.

Es gab nur gemeinsame Schlafstätten in den Schlafhäusern, die sich meistens im ersten Stockwerk befanden, während unter ihnen die Schlafstellen der Laienbrüder und Reisigen waren. „Alle gesunden Brüder sollen an einer Stätte beieinander schlafen, jedoch in besonderem Bett. An einem Sack, Kopfkissen und Decken soll sich jeder genügen lassen." Übel beleumdete Herbergen mußten auf den Reisen gemieden werden, die Teilnahme an weltlichen Festen sollte nur in Ausnahmefällen vom Ordensmeister gestattet werden, „damit keine Hoffart aufkomme". Besonders streng verboten war das Küssen von Frauen, sogar nicht einmal der eigenen Mutter und Schwester. Jeder Brief, den der Ordensbruder erhielt, mußte erst vom Hochmeister gelesen werden, der über den Inhalt entschied, und ebenso unterlag jeder abgehende Brief derselben Prozedur. Die erste Briefzensur in Preußen.

Beim Tode eines Ordensangehörigen wurde seine geringe Hinterlassenschaft unter die Armen verteilt. „Nach dem Tode eines Bruders soll man dessen beste Kleider einem Armen schenken und diesem 40 Tage lang so viel Speise und Trank reichen, als man dem Bruder zu geben pflegte". Der aus einem Spitalorden entstandene Ritterorden war nach dem Willen der Stifter für alle Zeiten verpflichtet, sich weiter karitativen Diensten zu widmen. „Weil der Orden eher Spital denn Ritterschaft hatte, so soll er ein Spital haben für alle Zeiten. Jeder Sieche, so in das Spital aufgenommen wird, soll seine Sünden beichten und das Sakrament empfangen, wenn er dazu nach dem Befinden des Beichtigers noch kräftig genug ist. Man soll den Siechen liebreich und getreulich dienen. Man soll Ärzte halten nach des Hauses Vermögen und Zahl der Siechen. Auch soll man den zehnten Teil des Brotes, das in dem Ofen des Hauses gebacken wird, den Armen reichen."

Schon Winrich von Kniprode, der allen kleinlichen Zwang und Heuchelei haßte und selbst weltlichen Freuden nicht abhold gewesen ist, hatte eine Milderung der strengen Ordensregeln erwirkt. Und sicherlich wäre ihm eine durchgreifendere Reformation dieser längst überlebten Statuten gelungen, wenn ihn der Tod nicht abberufen hätte. Denn er sah in dem Ordensbruder auch nur einen Menschen mit allen menschlichen Unzulänglichkeiten und keinen geborenen Heiligen.

Ein Zeitalter mit anderen Anschauungen war im 15. Jahrhundert herangereift, und mit ihm war ein neuer Geist in die Ordensburgen eingezogen. Den meisten erschien mit einem Male mönchische Entsagung nicht mehr Ziel und Zweck des Lebens, die religiösen Übungen wurden als lästiger Zwang empfunden. Um ihm zu entgehen, ließen sich deshalb viele in entlegene kleine Ordensburgen oder „Wachhäuser" an den Grenzen versetzen. Denn wo weniger als zwölf Brüder beisammenlebten (zwölf bildeten einen Konvent) oder wo ständige Wachbereitschaft vonnöten war, waren sie von der schematischen Pflichtübung befreit.

Es blieb nicht aus, daß Kritiker aufstanden, als innere Zerwürfnisse im Lande den Ordensstaat in ein Chaos hineinzuziehen drohten, die in ihrem Glaubenseifer die Schuld der zunehmenden Gottlosigkeit im Orden gaben. Zu ihnen zählt auch jener Kartäusermönch Henrikus Borringer, der, in tiefster Sorge um die Erhaltung des Ordens, in einem Brief an den Hochmeister Paul von Nussdorf (1422—1440) die religiösen Zustände unter den Ordensbrüdern heftig beklagt und ihn inständigst bittet, dafür zu sorgen, daß man in den Konventen wieder göttlich lebe und Gott wenigstens in den sieben Betstunden des Tages von Herzen diene. Obwohl nur die wenigsten Evangelium und Vaterunser kennen, werden die Predigten nicht gehört, wofür da die Herren lieber im Keller oder Gemach sitzen und schlemmen. Sie kaufen sich Ämter in der „wildnus", um dem Worte Gottes zu entfliehen, und dadurch allein komme die Bekümmernis im Lande, die Gott der Allmächtige verhängt habe.

Der Brief dieses ordenszeitlichen Abraham a Santa Clara schließt mit den Worten, daß er, ein armer Mönch, diesen ohne Wissen anderer heimlich aufgesetzt habe, da er zur Ehre Gottes die Seligkeit der Menschen und die Erhaltung des Ordens durch Vertreibung alles Bösen ersehne: denn nur hierdurch könne Gottes Zorn wieder besänftigt werden. **(Fortsetzung folgt.)**

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

Lenens Großvater

Erzählung von Charlotte Keyser

Auf der schönsten, üppigsten Wiese, zwischen Federnelken und hochgeschossenem Sauerampfer, saßen wir Kinder, weit draußen und spielten, unbekümmert ob die Sonne schien oder ob Wolken heraufzogen. Da saßen wir unter dem alten geblümten Sonnenschirm mit unserem Puppengeschirr, hatten Brot, Wasser, Zucker und Reiskörner und rührten uns unsere kleinen Gerichte zusammen. Das alles so ohne Sorge, so vollständig hingenommen von der Lust des Augenblicks, wie es nur Kinder haben können. Kaum, daß der Blick hinüberflog zum Weg oder zum Hoftor weit hinten. Aber dann — ein paar Augen müssen doch herumgewandert sein — kam eine mutlose und enttäuschte Stimme: „Lenens Großvater kommt!"

Da war die Lust mit einem Male verweht, und in Schreck und einem Gefühl von Schuldbewußtsein sahen wir dem Unentrinnbaren entgegen. Über den Feldweg aber kommt mit kleinen hastigen, schweren Schritten ein alter Mann, den Kopf etwas zwischen den Schultern, die Arme herunterhängend, die Mütze tief in den Augen, darunter weiße Haarsträhnen, mit denen der Wind spielt. Lenens Großvater! — Und als er heran ist, da legt er die Hände auf den obersten Zaundraht. Mit seiner heiseren und keuchenden Stimme ruft er uns zu: „Was macht ihr da all wieder? Werd ihr wohl machen, daß ihr fortkommt! — Das ganze Gras zertrampelt!"

Wie das wirkt! Hastig raffen wir unsere Sachen zusammen und müssen einen anderen Platz für unser Spiel suchen. Lenens Großvater aber drehte uns den Rücken zu, und wir atmeten auf, denn wir fürchteten uns doch sehr vor seinen Augen, die alles, alles entdecken mußten, und vor der polternden Stimme fürchteten wir uns fast noch mehr. Auch von dem schrägen Dache des Holzschuppens wurden wir immer wieder heruntergetrieben, da paßte er scharf auf. Und doch schlichen wir immer wieder hin, denn wir saßen so gern dort oben in der warmen Sonne und sahen nach den jagenden Wolkenschatten auf den Wiesen und verfolgten an klaren Tagen weit hinten auf dem Haff die langsam dahinschwebenden leuchtenden Segel. Und schön und schaurig zugleich war dann zum Schluß der Sprung in die Tiefe; denn das war Ehrensache: von dem Dache kletterte man nicht hinunter, sondern man sprang.

Manches noch verbot uns Lenens Großvater, und wir grollten ihm. Doch tief ging der kindliche Groll wohl nicht, es war ja nur Unmut über verbotene Spiele. Deshalb wagten wir uns auch mitunter von selbst in seine Nähe und baten ihn sogar einmal, als Lenens kleiner Hund gestorben war, uns ein Bänkchen an seinem Grab zu zimmern. „Das ist Narrischkeit!" war seine Antwort, und wir bekamen das Bänkchen nicht.

Auf dem Hof neben der Scheune war eine Kammer, und auf der Tür stand die Zahl 11, groß und schwarz. Diese Kammer mit der 11 gehörte Lenens Großvater, das war seine „Schirrkammer". Da saß er fast tagüber und hatte immer etwas zurechtzumachen. Denn jeder, dem etwas zerbrochen war, brachte ihm den Schaden, Mägde und Knechte und alle aus dem Haus. Die Schirrkammer war uns Kindern ein geheimnisvoller Ort, zu dem es uns trotz aller Scheu mit Macht hinzog. Dann standen wir in der offenen Tür und sahen schweigend zu, was Lenens Großvater gerade in Arbeit hatte. War es eine Harke, der er neue Zinken einsetzte, oder ein paar verbogene Nägel, die er wieder geradeklopfte, nie wurde es uns langweilig dabei, wir nahmen das Zuschauen genau so wichtig wie er seine Arbeit.

Bei allem, was er tat, ging sein Atem in unaufhörlichem Keuchen, es hieß, er hätte nur noch eine halbe Lunge; doch wurde er mit dieser halben Lunge uralt. Wenn wir ihm zusahen, sagte er nie etwas, und wir blieben auch stumm. Manchmal glückte es uns, ungesehen in die geheimnisvolle Schirrkammer zu gelangen. Da wehte ein Geruch nach all dem alten Kram, nach Leim, Ol und Teer. Da gab es Blechbüchsen und Kästen mit Nägeln, Schrauben und Haken, sorgfältig nach der Größe geordnet; daneben Stricke und Schnüre, Kettenreste und Blechstücke, Farbtöpfe und Firnisbehälter.

Außen an der Scheunenwand, dicht neben der Schirrkammer, stand die Hundebude mit dem schwarzen „Major". Das war sein treuester Gesellschafter, und er legte sich am liebsten dicht vor die Kammerschwelle. Alle Tiere waren ihm gut. Die Katze lief mit hocherhobenem Schwanze schmeichelnd hinter ihm her, und die Hühner kamen mit flatternden Flügeln aus allen Hofwinkeln herbei, wenn sein heiseres „Petucke! Petucke!" von der Küchentreppe ertönte. Nur die Enten mochte er nicht leiden und nannte sie „landverzehrige Bestien".

In den Hofgebäuden hielt er sich am liebsten auf, in die Räume des Haupthauses kam er dagegen selten. Der Betrieb dort war ihm zu bewegt und großartig, und er war auch nie zu bewegen, an Familienfesten teilzunehmen. Er paßte nur hinein in ein schlichtes, anspruchsloses Leben, das er im Hause des wohlhabenden Schwiegersohnes unbeirrbar weiterführte.

Seine kleine Stube lag in dem rechtwinklig angebauten Nebenhaus. Auch dieser bescheidene Raum hatte etwas ganz Besonderes, das wir immer wieder mit einer Art kindlicher Ehrfurcht betrachteten. Da war ein kurzer, dicker Strick, der von der niedrigen Balkendecke genau über der Mitte des Bettes niederhing und am unteren Ende einen groben Knoten hatte. Daran richtete der Großvater sich morgens auf. Ich weiß, daß ich damals immer den stillen Wunsch hatte, auch solch einen Strick zu besitzen, um mich daran aufrichten zu können, aber meine gute Mutter wird mich wohl auf ein Später vertröstet haben.

Als wir älter waren und längst nicht mehr in der schönen Heimat und dem alten Haus wohnten, kamen wir noch oft zum Besuch dorthin. Dann setzte Lenens Großvater sich gern ein Weilchen zu uns und hörte, was wir erzählten. So erfuhr er auch, daß wir uns nach vollendeter Schulzeit für einen Beruf vorbereiteten und noch Jahre hindurch weiterlernen mußten. Und eines Tages, als meine Schwester unter dem großen Jasminbusch im Garten saß, kam er mit seinen kurzen Schritten den Weg entlang, setzte sich zu ihr auf die weiße Bank und sagte nach ein paar erschöpften Atemzügen: „Na — Se studieren ja! — Was sind Propheten?"

Sie stutzte. Bei dieser so unvorhergesehenen Examensfrage konnte sie nicht so rasch eine Antwort finden.

Da kam auch schon seine Stimme: „Na, sehn Se — das können Se nich sagen! — Propheten sind weise Männer, die Zukünftiges voraussagten."

Nach dieser knappen, aber eindringlichen Belehrung stand er wieder auf und ging. Doch bei einem Wiedersehen nach Jahren setzte er sich wieder zu ihr, und genau wie damals fiel die gewichtige Frage: „Was sind Propheten?" — Da aber sagte sie, ohne zu stocken: „Propheten sind Männer, die Zukünftiges voraussagten."

„W e i s e Männer", verbesserte er sie, aber er nickte zufrieden und ging.



Samlandküste / Federzeichnung von Ernst Wichert

Heinrich Eichen

Östlicher Sommer

Auf den Memelwiesen duftet Heu.
Heiß und brennend reift das Korn dem Segen
goldner Erntetage still entgegen, —
jeden Morgen glüht die Sonne neu.

Weit dehnt sich die Ebene bis zum Rand
blauer Wälder, die verdämmernd schweigen,
wo die wunderweißen Wolken steigen
selig leuchtend über fernem Land.

Silbergleißend blitzt im Licht der Strom.
Lerchen schwirren jubelnd allenthalben.
Jauchzend jagen pfeilgeschwinde Schwalben
durch des Sommers feierlichen Dom.

Attentat auf das Glück

Von Annemarie in der Au

Er lag auf seinem Balkon und schaute wie weiland Polykrates vergnügten Sinnes auf all das, was ihm gehörte. Und er war darum so beseligt, weil es ihm — und seiner Familie versteht sich — erst seit einem Monat und sieben Tagen gehörte; drei schöne Zimmer, eine kleine Küche, das Bad und — und eben dieser Balkon.

Ja, der Balkon! Genau genommen war er fast schon so etwas wie eine ganz kleine Dachterrasse, wie sie halt so bei den zurückgebauten Mansardenwohnungen in dieser Straße üblich waren. Allein seinetwegen lohnte sich alles Glück, das sich mit Herrn Bauer auf ihm breit machte. Hinzu kam noch, daß die Sonne ihr strahlendstes Warm über die Stadt hingoß, die Nachbarn vom Gegenüberbalkon rechts freundlich herübernickten, die Kinder vom Gegenüberbalkon links lachten und sogar ein paar Vögel zwitscherten.

Gewiß, gewiß, es waren nur zwei Spatzen, die auf der Dachrinne über ihm lärmten, aber in der Großstadt sind gerade Spatzen begehrenswerte Segenverkünder, und darum schloß Herr Bauer besonders tief aufatmend die Augen vor so viel satter Zufriedenheit.

Ach, aber schon Polykrates hatte man seinerzeit sein Glück nicht gegönnt, und Herrn Bauer schien es nicht anders zu gehen. Ping, machte es neben seinem Stuhl und noch einmal haarscharf: klick. Ein wenig vorwurfsvoll riß er wieder die Augen auf. Sieh an, zwei mittelgroße Mörtelbrocken! Sollten die für seine Nase bestimmt sein? Leicht argwöhnisch richtete sich Herr Bauer auf und sondierte: Seine Frau? Nein, das kam nicht in Frage. Auf dem Nachbarbalkon war niemand.

Klick, machte es da schon wieder neben ihm. Diesmal ein fingerlanges Holzstück. Er schaute spontan zu den Gegenüberbalkons. Aha! Standen sie da aufgereiht an der Brüstung wie vier Orgelpfeifen und lachten zu ihm hinüber. Ah, sie sollten sich schämen, die Kinder vom Balkon links, Attentäter auf seine genüßliche Ruhe! Am liebsten hätte er ihnen gleich ein paar passende Worte hinübergerufen, aber erst wollte er sie noch auf frischer Tat ertappen!

Er versuchte, seinen Ärger zu verschlucken, legte sich wieder zurück, behielt aber diesmal die Augen offen. Über ihm das Spatzenpärchen wechselte wischen Dachrinne und einem Mauerspalt unterhalb des Daches hin und her und schimpfte auch.

Oh! Was war das! Flog da ein spitzes abgeschnibbeltes Blechrestchen auf Herrn Bauers Bauch. Ihm folgte ein Strohhälmchen und gleich darauf wieder ein Mörtelbröckchen. Hausputz bei Spatzens! Und Frau Spätzin feuerte alles aus ihrer kleinen Wohnung heraus, was die Handwerker überflüssigerweise darin vergessen hatten. Und Frau Spätzin schimpfte dazu.

Sie haben völlig recht, Frau Spätzin, kicherte Herr Bauer in sich hinein, betrachten Sie meinen Balkon getrost als ihren Mülleimer (hier drehte sich Frau Spätzin spontan um und ließ etwas Unaussprechliches auf Herrn Bauers Fußspitzen fallen), aber ich will gern für Sie dazu ein Stück weiterrücken!

Und Herr Bauer tat es und fühlte sich nun endgültig reich beschenkt von seinem Schicksal.

Erna Donat

Dann kam Konrad Sagebiel

Erna Donat, über deren Werk wir in unserer Mai-Ausgabe ausführlich berichtet haben, beschwört besonders in ihrem Roman „Babineck" (Georg Westermann Verlag, Braunschweig) eindringlich Landschaft und Menschen unserer ostdeutschen Heimat. Aus diesem Roman bringen wir nachstehend einen kurzen Abschnitt, der von einem Sommerfest erzählt, wie es einst so oder ähnlich wohl in allen kleinen Gemeinden jenseits der Oder gefeiert worden ist.

Babineck hatte sich zur Feier des Tages eine besonders große rote Dahlie in das Knopfloch gesteckt. Er stützte sich auf einen bunt angestrichenen Knotenstock. Zu Anfang trug er noch den Schäferhut. Aber der ist längst unter die Kinder gegangen; jetzt hat ihn noch jenes Mädchen auf dem Schopf, schon stülpt ein Knabe ihn bis auf die Nase. Alle wollen sie Babinets Hut haben — wenigstens einen Augenblick! Gebt ihn mir, ich! Bitte — ich hatte ihn noch nicht.

Ein Bursche ist zu den Kindern gekommen, er hatte seine Ziehharmonika mitgebracht. So ein einfaches Instrument ist es nur? Es klingt, als seien Geigen im Park! Die Freude klingt mit — das ist es. Es singt überall: im Park und im Haus, in den Winkeln, am Rande der Felder, dort sind die Kinder und dort, es ist ein einziges Gesumm. Babineck sagt, daß er noch eine Überraschung habe. Es dauert nicht lange, da kommt die Überraschung schon zur Tür hereinspaziert, orgelnd und klingend, die Kinder jubeln. Den kennen sie gut: „Wer kommt denn da mit Sang und Spiel?" fragen sie, und dann geben sie selber die Antwort: „Das ist Konrad Sagebiel!"

Konrad Sagebiel war in unserer Gegend ein bekannter Mann. Er war auf Jahrmärkten und Schützenfesten zu finden. War aber jemand gestorben, so erschien, nachdem alle Feierlichkeiten vollzogen und der Posaunenchor gegangen war, Konrad Sagebiel vor dem Trauerhause. Er bediente die Drehorgel und Schellenkappe so einzigartig, daß nochmals das Leben des Verstorbenen in allen Höhen und Tiefen musikalisch sich vollzog. Klappernd listig drängte sich der Tod in das Maß der Lebensmelodie, qualvoll war der Kampf zwischem ihm und dem seinerzeit noch Lebenden, jubilierend Einverständnis und Sieg. Es folgte ein dumpfes Grollen, welches die Prüfung vor Gottes Thron darstellte, dann aber kam Musik von wolkenhafter Ferne und Sanftheit, der Vollzug, die Hinnahme des verehrten Entschlafenen in die Ewigkeit.

Sagebiel war musikalisch, doch war auch sein mimisches Talent nicht zu unterschätzen: etwa bei Gelegenheit einer Geburt wechselten die Abstufungen der Freuden auf Sagebiels Gesicht so, daß man immer wußte, ob er sich just als das eben Geborene, ob als das erfreute Elternpaar, ob der die Seele aussendende Engel empfand. War er dabei, die Herkunft dieser neuen Persönlichkeit aus der menschlichen Urheimat zu erklären, so blickte man, von der Melodie dazu angehalten, nach oben, ob nicht eine Spur dieses Vorganges zu erkennen sei.

Wie viele andere Drehorgelmänner, hatte auch Sagebiel ein Holzbein. Er eröffnete seine Vorstellungen mit dem Hinweis, daß dieses Bein aus Holz sei und daß er mit dem anderen nicht auf dem Boden des Gesetzes stehe. Das war keine Redensart, hatte man ihm doch verboten, den Affen, den er mit sich führte, in uniformähnlicher Kleidung, einem blauen Frack und weißer Hose, dazu einen Dreispitz auf dem Kopf, auftreten zu lassen, weil dies zur Herabsetzung hochgeschätzter Persönlichkeiten führe. Der Affe war auch zum Sommerfest ohne diese gefährliche Verkleidung erschienen. Er hatte das Kleid einer Tänzerin an, bewegte sich aber, an die Uniform gewöhnt, steif marschierend, was etwas Blödsinniges, kaum noch Lächerliches hatte. Als Sagebiel auf dem Festplatz erschienen war, hatten wir den Eindruck, als sei ein Zirkus gekommen, von solcher Vielfalt waren Geräusch und Darbietung.

Nun darf allerdings die junge Dame nicht vergessen werden, die er mitgebracht hatte. Eleonore, Seiltänzerin und Kunstreiterin, durch die Umstände — es gab keine Pferde — auf den ersten Teil ihrer Fähigkeiten beschränkt. Eleonore sprach kein Wort, wenn sie auftrat. Sie war in Schleier und Schweigen gehüllt. Die Kinder, durch Sagebiels musikalische, mimisch begleitete Berichte in vielerlei Lagen des Gefühls geführt, schlossen sich dem geheimnisvollen Schweigen an, als Fräulein Eleonore das zwischen zwei Bäume klirrend festgespannte Drahtseil bestieg und dort zierlich entlangwandelte. Ja, es gelang ihr, in der Mitte des Seiles eine kunstreiche Drehung zu vollführen.

Dies war der Augenblick, von dem wir später noch oft gesprochen haben: der Zuschauer Ulli fiel vor Erstaunen von der Bank, ohne es selber zu bemerken! Nach seinem Sturz kauerte er in unveränderter Haltung im Grase und starrte auf die mutige Dame, deren Gesicht von solchem Weiß und solcher Starre war, daß nur die Wendigkeit ihrer Bewegungen bewies, daß sie dennoch natürliches Leben in sich hatte

Ach, die Stunden waren viel zu kurz! So ein Nachmittag ist nicht lang. Wie schnell vergeht alles — ist es das erste Dunkel, das da vom Himmel herunterkommt? Soll dieser Tag genau so schnell enden wie alle anderen ganz gewöhnlichen Tage?

Zum Hoftor kam schon eine Mutter herein. Sie wollte nachschauen. Die Sonne war nicht mehr gelb und kräftig. Es war ein Spätsommerfest, spät im Jahr, schon Ende des Sommers. Die Mutter trug eine kleine rote Jacke in der Hand.

Auch Frau Elms rief: „Mane, Georg! Hallo! Zieht euch etwas an. Kommt! Versteckt euch jetzt nicht mehr! Andi, such den Kleinen! Wo ist er wieder?"

Und dann kam noch etwas zum Schluß. Sind die Kerzen auch ganz fest in den Laternen? — Diese kostbaren Lichtchen, eingetauscht für wer weiß was. Im Festzug, im Fackelzug wurden die Gäste nach Hause gebracht. Bevor sie auszogen, haben die Kinder ein Lied gesungen. Es war ein Abendlied. Sie hatten es in der Schule gelernt. Wir Erwachsenen standen dabei und waren verlegen. Wir kannten die Worte des Liedes nicht mehr. Selbst Babineck sang nicht.

Ich sah mich um, als die Kinder sangen. Da stand der Sagebiel, er rührte keine Hand, auch seine Schellen waren still. Er sah mich an, aber er lächelte nicht. Der Wind bewegte die Baumkronen. Im Park standen starke, alte Bäume. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, erinnere ich mich an die Stimmen der Kinder. Und ich frage mich auch, ob die Bäume noch stehen, oder ob sie gefällt wurden.

Die Kinder waren nicht mehr laut. Sie flüsterten nur: Halt still, sonst brennt die Laterne auf!

Die Geige der Vaganten / Ein Zigeunerroman von Vii Putnam

Was wissen wir eigentlich von den Zigeunern, diesen Angehörigen eines Wandervolkes, das in fast allen Teilen der Welt anzutreffen ist? Erregend und herrlich war es — so erinnern wir uns unserer Jugend —, wenn die braunen Söhne und Töchter Indiens ihre Lager am Rand der Städte aufschlugen und dunkelhaarige, goldgeschmückte, rassig-schöne Mädchen und jungen Frauen zu berauschenden Geigenklängen tanzten. Aber da gibt es die Bösartigen unter uns seßhaften Bürgern, die diesem Wandervolk, das gestern von irgendwoher im Pferdewohnwagen oder im modernen Straßenkreuzer kam und morgen bereits wieder irgendwohin verschwunden sein wird (auf der Suche nach einem fernen glücklichen Land, wie seit Jahrhunderten schon), Diebstahl und Kindesraub, wenn nicht gar Schlimmeres, unterstellen; da gibt es die Sentimentalen unter uns, die bei den süßen Geigenklängen des Zigeunerprimas dem Banne der dunklen Augen erliegen. Klischeemäßige Zerrbilder bestimmen unsere Haltung, und wir wissen in Wahrheit nichts vom Leben, den Gewohnheiten und dem Denken dieser letzten freien Seelen der Welt.

Schon darum ist es verdienstlich, daß uns Vii Putnam, Enkelin eines Zigeunerkönigs, die nach einem Leben als Wahrsagerin, Goldschmiedin, Viehhändlerin und Kellnerin das State Teachers College in New York absolvierte und jetzt als Lehrerin tätig ist, mit ihrem Roman „Die Geige der Vaganten" das Buch vom Leben der Zigeuner beschert. Es ist der Bericht einer Kindheit, in dem unüberhörbar die liebevoll enge Beziehung der Autorin zu den dargestellten Menschen und Dingen mitklingt, und man darf deswegen wohl mit Recht annehmen, daß uns Vii Putnam ihr eigenes Leben schildert. Indem sie uns daran teilnehmen läßt, erzählt sie uns von Sitten und Gebräuchen, von Fahrten und Wanderungen, von farbig-buntem Erleben und vom Glück und Leiden ihres Volkes. Da sind der redegewandte Großpapa Mike und seine Baba, der pferdezüchtende Großpapa Stanley, der es nicht immer ganz genau nimmt, der Violine spielende Vater und die malende Mutter, und da sind noch die vielen Angehörigen der Sippe: Tante Vanya, die Flamenco-Tänzerin, und Onkel Pillar, der Hundeverkäufer, und da ist vor allem dieser kleine Adoptivsohn Arpad, der vielgeliebte. Sie alle sind verwoben in eine Handlung, die reichbewegt und voller herrlicher Abenteuer uns den ganzen Reiz dieses freien Wandervolks offenbart.

Man beginnt dieses Buch zu lesen und ist unversehens vertraut mit den dargestellten Menschen und Vorgängen. Denn das macht die Stärke dieses Buches: aus dem Zauber unbekannter Sitten und Gebräuche schält sich unvermittelt die Vertrautheit mit menschlichen Verhaltensweisen, die wir allenthalben beobachten können. So vermittelt Vii Putnams Buch die Verbundenheit aller Menschen, sie macht uns die Zigeuner liebenswert und vertraut. Das alles ist in dichter Sprache, voller Humor und verhaltener Liebe, erzählt, die diesen Roman unvergessen macht. Jeder, den Menschlichkeit anzurühren vermag und der seine Brüder unter allen Völkern der Erde sucht, sollte ihn lesen. Fe.

Vii Putnam: DIE GEIGE DER VAGANTEN, ein Zigeunerroman. Verlag Deutsche Volksbücher, Stuttgart, 1960. Ganzleinen.

Die Flut

In seinem Roman „Die Flut" schildert Hans Heitmann den Untergang eines Teiles der Insel Nordstrand durch eine Sturmflut zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Der Verfasser hat „keine neue Chronik vom Leben und Sterben des alten Nordstrand" schreiben wollen; dessen Geschichte „ist in zeitgenössischen Schriften genauer und getreuer überliefert worden". Worauf es ihm ankommt, ist die ewige Wahrheit, die hinter den tausend bunten Zufällen des Tages waltet, und so weitet sich denn sein breitgefaßter, in dramatischer Wucht ablaufender Roman zu einem Epos vom ewigen Kampf der Menschheit gegen das Schicksal aus, dargestellt am Beispiel einer Handvoll klar durchgezeichneter Hauptgestalten. Das Buch, ein im besten Sinne volkstümliches Werk, ist auch der reiferen Jugend schon zugänglich und wird erfahrungsgemäß gerade von jungen Menschen gern und mit besonderem Gewinn gelesen.

Hans Heitmann: DIE FLUT. Roman. 21.—26. Tsd. Baken-Verlag Hamburg. 543 S., Leinen DM 7,80.

Taten und Schicksale

Es fehlt auf dem Büchermarkt nicht an Versuchen, die Geschichte der Welt oder einzelner Völker in Form von Geschichten darzustellen und sie dem Leser auf diese Weise anschaulich zu machen. Aber der von Gustav Wenz in seinem Werk „Taten und Schicksale" eingeschlagene Weg ist meines Wissens neu, greift er doch in der Absicht, seinem Publikum die Höhepunkte weltgeschichtlicher Entwicklung in fesselnden Einzelbildern vor Augen zu führen, in der Hauptsache auf historische Romane und Erzählungen bekannter Autoren zurück, entnimmt ihnen die jeweils bezeichnenden Abschnitte, verbindet sie untereinander mit erläuternden Zwischentexten und gelangt auf diese Weise zu einem Geschichtswerk, das in leicht faßlicher, erzählender Form ein großes Stück Weltgeschichte lebendig werden läßt, von den Sumerern und Ägyptern bis herauf zum Ausgang des Hochmittelalters. Auch dieses Buch eignet sich bereits für heranwachsende junge Menschen. Ein zweiter Band, der noch in diesem Jahre folgen soll, wird die Zeit vom Ausgang des Hochmittelalters bis zur Gegenwart umfassen.

TATEN UND SCHICKSALE. Höhepunkte weltgeschichtlicher Entwicklung. Herausgegeben von Gustav Wenz. 1. Band: Von der Frühgeschichte bis zum Mittelalter. Union-Verlag Stuttgart. 321 S., Leinen DM 9,80.

Studien zur Geschichte Preussens

„Die Münz- und Geldgeschichte 1569-1701"

Seit einigen Jahrzehnten hat die Numismatik, die Münzkunde, ihr Forschungsgebiet beträchtlich erweitert. Sie behandelt nicht mehr allein die einzelnen Münzen, sondern wertet auch ihr Erscheinen und Auftreten geographisch und wirtschaftsgeschichtlich aus. So ergeben sich damit auch für die interessante Münzgeschichte Ostpreußens zwischen 1569 und 1701 oft ganz neue Gesichtspunkte.

Das Land spielte in jenen Zeiten eine gar nicht so unwichtige Rolle im Welthandel. Königsberg war einer der wichtigsten Ausfuhrhäfen für den stetig steigenden Bedarf an Schiffbaumaterialien — vor allem Holz —, die in englischen, holländischen und spanischen Währungen bezahlt wurden. Dazu strömten von allen Seiten fremde Geldsorten in das Herzogtum, ein Münzfund bei Ortelsburg weist z. B. außer den einheimischen viele polnische, schlesische, ungarische und dazu noch elf Geldstücke verschiedener Herkunft auf. Es war klar, daß dieser dauernd drohende Wirrwarr auf dem Geldmarkt immer wieder Regierungsedikte und „Patente" erforderlich machte, um die Wertverhältnisse einigermaßen zu ordnen. Die größte Rolle aber spielte in der Praxis die in den Kellergewölben des Münzplatzes eingerichtete Königsberger Münze. Sie war lange Zeit hindurch die bedeutendste der Hohenzollern und mußte umso wichtiger erscheinen, als damals die Münzen jenen bestimmenden Einfluß auf die Wirtschaftslenkung besaßen, den später die Banken erlangten.

In ungemein subtiler Arbeit schildert der Verfasser die Tätigkeit der Königsberger Münze mit genauen, durch umfangreiche Tabellen belegten Angaben über ihre jährlichen Prägungen, mit genauen Berichten über ihre Münzmeister und Wardeine (Oberaufseher) und nicht zuletzt über den Kampf gegen fremde, hauptsächlich polnische inflationistische Währungen. Ein bedeutsames, bisher nicht sehr bekanntes Stück ostpreußischer Wirtschaftsgeschichte der herzoglichen Zeit erhält durch diese außerordentlich genaue und aufschlußreiche Arbeit ein neues Leben und ein neues Gesicht.

Im Jahre 1803 wurde die Königsberger Münze geschlossen, nachdem sie schon seit 100 Jahren nicht mehr die führende Stellung im Königreich Preußen eingenommen hatte. W.

Günther Meinhardt: DIE MÜNZ- UND GELDGESCHICHTE DES HERZOGTUMS PREUSSEN 1569—1701. In der Sammlung „Studien zur Geschichte Preußens", Verlag Quelle und Meyer, Heidelberg. 195 Seiten, 2 Kunstdrucktafeln, kart. DM 21,—.

Ostpreußische Anekdoten

Der preiswerteste Reiseweg

Ein ostpreußischer Amtsrichter hatte einmal in einem vom Sitz des Amtsgerichts zehn Meilen entfernten Fischerdörfchen auf der Kurischen Nehrung einen Lokaltermin wahrzunehmen. Er mietete sich dazu einen Wagen, der ihn hin und zurück beförderte. Das ganze Unternehmen dauerte mehrere Tage, wobei die Diäten und Reisekosten dem Fiskus in Rechnung gestellt wurden.

Da aber war die Oberrechnungskammer, die ihre Hauptaufgabe darin sah, auch den bescheidensten Ausgabeposten einer strengen Nachprüfung zu unterziehen. Sie beanstandete die Spesenrechnung des Amtsrichters und fragte zurück, warum denn bei dieser Dienstreise nicht die billigere Eisenbahn benutzt worden sei?

Und der Amtsrichter entgegnete: Es habe lange gedauert, sich aber doch schließlich für den Wagen entschieden, da er sowohl weniger zeitraubend, als auch weniger kostspielig sei als der Bau einer Eisenbahn auf dieser Strecke. Auch hätten ihm Fachleute abgeraten, wegen der technischen Schwierigkeiten, die der Dünensand biete, die Bahn bis zu jenem Dörfchen legen zu lassen...

Die mündliche Meldung

Während eines Manövers im früheren Ostpreußen sprengte ein Meldereiter, ein waschechter Masur, wie der Teufel selbst über die herbstlichen Stoppeln. Keuchend und verschwitzt vom rasenden Galopp hielt er vor dem General von Breitenfeld.

„Maldung fier Jeneral von Bräitenfald!" brüllt er los.

„Na, mein Sohn, was gibt's denn?" fragt wohlwollend der General. Nach einer Pause: „Mindliche Maldung fier Jeneral von Bräitenfald!"

„Weiß ich, weiß ich — na nu schieß schon los!"

Unbeweglich glotzt der Masur.

Der General zwirbelt ungeduldig an seinem Schnurrbart.

„Hab' verjassen!" — schreit der Masur.

Werner Schumann

CARL-ELIMAR GRAF ZU EULENBURG a. d. H. WICKEN
UND GRÄFIN THEA GEB. VON HALEM
geben Kenntnis von der bevorstehenden Vermählung
ihrer Tochter ALEXANDRA mit dem
GRAFEN GÜNTHER
ZU SOLMS-RÖDELHEIM UND ASSENHEIM,
zweitem Sohn des Grafen Joachim zu Solms-Rödelheim
und Assenheim und seiner Gemahlin Klara
geb. Gräfin von Bullion.

Göttingen, Elbinger Straße 9

Kirchliche Trauung am 10. Juli 1960 in Assenheim (Obh.)

Erben und Verwandte gesucht!

Wer kann Auskunft geben über nächste Verwandte und Erben, vermutlich Nachkommen ihrer Geschwister oder Halbgeschwister von

Marie Mauruschat oder Mauroschat-Maurischat

geboren ca. 1860/65 in Ostpreußen — vermutlich Bezirk Gumbinnen — vor 1900 nach Amerika ausgewandert, mit einem **Gutsinspektor Fritz Hubbert**, aus dem Kreis Oletzko — zuletzt Königsberg wohnhaft. Sich wenden, möglichst mit pfarr-standesamtlichen Urkunden oder anderen „Abstammungsnachweisen" an

Dr. COUTOT-BROCKER, Straßburg/Els., 77. Allee Robertsau.